Vom durchlauchtigsten Herrn
Erzherzoge Ludwig als Wei-
nachtsgeschenk 1854 erhalten.

Heinrich Wittek

Der

Negerhändler.

Eine

unterhaltende und belehrende Erzählung

für

die Jugend und ihre Freunde.

Von

Philipp Körber.

Mit einem Stahlstiche.

Nürnberg,

Verlag der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Duke University Libraries

https://archive.org/details/dernegerhandlere00korb

RRR
Jantz
12-mo
#44
no. 1

Vorrede.

Aufgemuntert von der Verlagshandlung ging der Verfasser mit erneuerter Kraft an das Werk der Fortsetzung unserer Jugendbibliothek. Die erste der folgenden Erzählungen, „der Negerhändler," war jedoch schon früher im Prospectus angezeigt und wir erfüllen nur eine Pflicht gegen unsere verehrten Abnehmer, daß wir sie vor Allen erscheinen lassen.

Unverändert bleibt das durch den so dankenswerthen Beifall und die Kritik gebilligte Ziel dieser Jugendschriften. Die Wahl der Stoffe soll Herz und Sinn ansprechend sein. Jung kräftige, sehnende Gemüther zu befriedigen ist die Absicht des

Verfassers. Das Streben zu belehren ist verborgen; ein romantisches Kleid verhüllt die leitende Hand.

Im Raume dieses Bändchens von sechs Lieferungen finden noch zwei oder drei andere Erzählungen Platz. Heiteres und Ernstes; Unterhaltung und Belehrung; wahrheitgetreue Anschauungen aus dem Reiche der Natur- und Erdkunde; ein treues Gemälde der Sitten und Gebräuche fremder Nationen; Belebung des Sinnes für die Schönheit und Erhabenheit der Natur; Hinweisung auf den großen und weisen Schöpfer der Welt; — dieses ist die Tendenz der Arbeiten. Möchte es mir gelingen, in diesem Sinne immer Edleres und Besseres zu schaffen und dadurch mein redliches, ernstes Ringen nach dem vorgesteckten Ziele belohnt werden!

Nürnberg, im Juli 1844.

Philipp Körber.

Einleitung.

Verschieden nach den Erzeugnissen, oder den Gegenständen des Handels, welche die Europäer an der ungeheueren Westküste des afrikanischen Continents seit Jahrhunderten holen, sind die Benennungen, welche den einzelnen Theilen der Uferlandschaften beigelegt werden. Wir meinen aber unter diesen Uferlandschaften nicht die des nördlichen Afrikas, wo die Sahara ihre heißen Lüfte zum Meere sendet, noch auch jene der afrikanischen Südspitze; sondern ausdrücklich die Landschaften zu beiden Seiten des Aequators, welche den großen Busen von Guinea einfassen, jene heißen glühenden Himmelsstriche, wo eine riesige Vegetation wuchert, wo Sümpfe dampfen, von ungeheueren Strömen bewässert, deren Ursprung man nicht weiß; wo wenige Meilen im Innern das Land fabelhaft und unbekannt ist; wo der Europäer nicht leben kann, weil ihn giftige Seuchen schnell und schrecklich dahinraffen; wo die Gluth des Himmels selbst die Eingebornen niederbeugt; wo man im erhitzten Sande

Eier sieden kann; wo die nackte Fußsohle des Negers von der Hitze des Erdbodens aufreißt und der Tritt dieser unglücklichen Menschen blutige Eindrücke zurückläßt.

Eine blutigere Spur ließen dort seit Jahrhunderten Europäer, Christen zurück, die da, vergessend das Evangelium von Christo, das die Bruderliebe predigt, noch immer einen fürchterlichen Handel mit Wesen treiben, ihnen gleich an Leib und Seele, von Gott mit denselben geistigen und körperlichen Anlagen ausgestattet; mit gleichen Menschenrechten von der gütigen Vorsehung beglückt. Sie sind liebende Gatten und Väter, wie wir. Ihre Kinder hängen mit gleich inniger Neigung an ihnen. Wenn sie noch auf einer tieferen Stufe der Bildung stehen, als wir; wenn das Christenthum noch nicht ihre Sitten regelt und das Band der Liebe zwischen ihnen und dem Erlöser knüpft; ist denn der Ruf des Messias: »Gehet hin, und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des dreieinigen Gottes,« nicht auch ein Wort für Sie? Und haben denn die Christen nicht auch ihnen Segen, statt des Fluches, die Gnade, statt des Entsetzens und der Verheerung zu bringen? Oder gibt uns die dunkle Farbe jener armen Menschen ein Recht, ihnen das Erbtheil Gottes zu entreißen, vorzuenthalten und sie zu einem Spielball gräßlicher Habgier und der schauderhaftesten Gewinnsucht zu machen?

Jener Mann, welcher die Freiheit der um nichts besseren Indier rettete, (Las Casas, Bischof zu Chiapa) indem

er die armen Afrikaner, den gierigen Händen der Sclavenhändler preisgab, mag eine sehr gute Absicht gehabt haben. Aber er rief ein unstreitig noch viel größeres Elend durch seinen Rath hervor, indem er ein geringeres vergeblich auszurotten suchte. Zwei Menschenracen gingen durch das Morden der Civilisation zu Grunde. Die eine, Amerikas Ureinwohner, starb den raschen Tod der Schlacht, oder der Vertilgung; langsam aber verblutet und vergeht das Geschlecht der Schwarzen, ferne vom heimathlichen Boden, im fremden Lande, und die Thränen der Unglücklichen, die unter der Geißel christlich sein wollender Pflanzer sich krümmen, sind noch nicht zahlreich genug geflossen, um den die Menschheit schändenden Gebrauch der Sclaverei gänzlich zu vertilgen. Wann wird wohl der Tag anbrechen, der dem Neger sein angebornes Recht auf die Freiheit unantastbar sichert?

Erstes Kapitel.

Schwarz ist zwar meine Haut;
Von Sonnengluth finster gebräunt
Doch ist mein Herz, wie Eures,
Aus gleichen Stoffen mein Blut gemischt.

In einem Thal, von einem riesigen Walde überragt, bewässert von einem klaren Bach, der sich bis in die tiefe Ferne dahin schlängelte, welche wieder von mächtigen Wäldern und blauen Gebirgen begrenzt wurde, sah man ein Negerdorf, aus mehreren hundert bienenstockförmigen Hütten bestehend, die reihenweise zu beiden Seiten des Bächleins aufgebaut waren. Friedlich gingen die schwarzen Bewohner dieser armseligen Niederlassung ihren einfachen Geschäften nach. Die gütige Hand der Vorsehung gab ihnen die wenigen Bedürfnisse mit verschwenderischer Fülle. Das reine Wasser des Baches tränkte sie; die Früchte des Waldes, unter denen es sehr viele eßbare gab, waren Leckereien, die man durch kurzes Suchen wohlfeil erkaufte und wenige Mais- oder Bohnenfelder lieferten einen Vorrath, der überflüssig für die kurze Dauer der Regenzeit ausreichte. Gewächse, welche starke, haltbare Fasern hatten, gaben den Stoff zu ihren wenigen Kleidern, zu Schnüren und Netzen; scharfe Steine bildeten, je

nach ihrer Größe und Gestalt, Messer oder Aexte. Biegsames Rohr oder elastisches Holz wurde zu Bogen; schwerere Holzarten zu Keulen und anderen Waffen zubereitet. Geschickt und mit einer Entfaltung von Talent die wir bewundern, weil wir nicht wissen, mit welch' kleinen Mitteln man durch Geduld und Ausdauer viele Dinge zu Stande bringen kann, wußten die armen Neger für alle ihre geringen Bedürfnisse Rath, vermochten sie alles zu verfertigen, was sie nöthig hatten. So lebten sie glücklich, weil sie Höheres nicht kannten; zufrieden, weil der Luxus ihre Bedürfnisse noch nicht vervielfältigt, ihre Ansprüche an das, was wir Leben zu nennen pflegen, noch nicht überspannt hatte. Sie wünschten nichts, weil sie alles hatten, was sie bedurften. Sie fühlten sich glücklich, wenn der Tornado ihre kleine Erndte nicht vernichtete. Sie fürchteten nichts, als das reißende Thier, das zuweilen schreckenerregend in das friedliche Thal brach; als den Zorn der Elemente, den sie selten erfuhren. Die Natur hatte sie gelehrt, alles einem höheren Wesen zuzuschreiben, das da, unendlich gütig, den Menschen nur Gutes zu thun fähig sei. Diese Gottheit galt ihnen als der Ursprung aller Wohlthaten, die des Schöpfers Hand über ihren gesegneten Himmelsstrich ausgestreut hatte. Ihr opferten sie nicht, denn das Gute, was von ihr herkommt, gab sie freiwillig und ohne je damit aufzuhören. Alles Schlimme schrieben sie einem bösen Wesen zu, das in den finsterſten Theilen

des Forstes, oder in den dunkelsten, schauerlichsten Klüften der Gebirge hausen sollte. Durch Opfer, durch Gebete und abergläubische Formeln suchten sie seine zürnende Gewalt von sich und ihrer Flur abzuwenden. Unter sich lebten sie friedlich. Diebstahl, Mord und andere Schanderthaten waren bei ihnen unbekannt und der Krieg, der zuweilen andere Stämme mit blutigem Grimm zerfleischte, hatte ihr stilles Thal bisher verschont, weil es zu tief, zu weit von volkreicheren Ebenen entfernt, im Gebirge lag und weil es bei ihnen keine Schätze gab, die des Eroberers oder des Räubers Habgier reizen konnten. So wäre dieses Thal ein Friedensort gewesen, wenn nicht das Schicksal, dessen eiserne Hand schon lange schwer auf der nahen Küste ruhte, dieses Glück gestört und vernichtet hätte. Unbewußt und ohne Ahnung von dem kommenden Schrecken, gingen die sorglosen Bewohner dieses friedlichen Winkels der Erde einem schrecklichen Loose entgegen.

Die Regenzeit war seit wenigen Tagen vorüber; der Bach floß wieder in seinen Grenzen und überall brach aus dem fetten Boden eine neue Fülle von Gewächsen hervor. Ein blumiger Teppig überzog die Erde und die Baumwelt entfaltete eine Blüthenpracht, welche selbst von den unter so Herrlichen aufgewachsenen Bewohnern des Thales mit stummer Bewunderung angeschaut wurde. Das abendliche Sonnenlicht färbte alle diese Frühlingspracht einer tropischen Gegend mit un-

beschreiblich lieblichen Tinten und eine süße, wollüstige Ruhe wiegte alles in einen träumerischen Schlummer.

Dort, wo der Bach in ein Dickicht einbrach, das sich in der Ferne mit einer unabsehbaren Waldung verband, saßen zwei junge Neger, Knaben von 12 bis 13 Jahren. Ihre Züge waren edel, fast schön zu nennen, obschon die dunkle Färbung der Haut und andere Kennzeichen unverlöschlicher Art sie zu ächten Gliedern ihrer Race stempelte. Dennoch lag etwas Liebliches, Zutrauen Forderndes in ihren Mienen. Der Ausdruck thierischer Rohheit, der meist des Negers Gesicht entstellt, war von der gütigen Hand des Schöpfers zu einem Wesen der lieblichsten Einfalt veredelt worden und der Blick der dunkeln Augen war glühend, aber nur vom Feuer edler Bruderliebe; die nur unmerklich aufgeworfenen Lippen, sonst das Zeichen einer unmäßigen Sinnlichkeit, zeigten im ruhigen Zustand einen edlen Trotz, aber beim Lächeln, wenn sie eine untadelhafte Reihe von Perlenzähnen sehen ließen, vereint mit dem strahlenden Blitze der dunkeln Augen, entfalteten sie einen Himmel von unschuldiger, kindlicher Heiterkeit.

Beide Knaben, deren muskulöse, starke, sehnige Glieder voll edlen Ebenmaßes die Frühreife des Jünglings zeigten, ohne die unnachahmliche Schönheit jugendlicher Rundung und Leichtigkeit verloren zu haben, überließen sich einer träumerischen Ruhe, hervorgerufen durch die erschlaffende Hitze des Tages. Der Wind strich jetzt

kühlend über die blumige Flur und der üppig emporwuchernde Blumenteppig legte sich schmeichelnd um die schöngeformten Glieder der jungen Neger, als wenn er bemüht gewesen wäre, sich zum Kleide für sie zu verweben, zu deren Bedeckung der tiefe Stand der Kultur noch kein Mittel erfunden und die laue Wärme des Himmelsstriches noch kein Bedürfniß hervorgerufen hatte.

Die beiden jungen Neger saßen ruhig, und sahen gedankenvoll dem Laufe des klaren Bächleins nach, welches sich unferne von ihrem Platze unter dunkeln Rohrmassen, die es tränkte, verlor. Endlich brach der jüngere das Schweigen. »Sage mir, Barka, ist es Wahrheit daß dieses Bächlein nach dem großen Wasser hinfließet, über welches die Blanken (Weißen) unsere Brüder entführen, um sich im fernen Lande von ihrem Fleische zu nähren?«

»Wie kommst du, mein Bruder, auf diesen seltsamen Gedanken;« erwiederte der Angeredete mit einem Lächeln, das gereiftere Erfahrung bewieß.

»Ja, Barka,« ich hörte jüngst die Männer im Dorfe davon sprechen, erwiederte der jüngere mit neugierigem Blick.

»Dieses Wasser fließt dahin, wo sich alle Wasser unseres Landes ergießen,« sprach Barka freundlich; man nennt es das Meer und der Vater, der es oft gesehen hat, rühmt seine Größe.

»Wie groß ist das Meer, Barka?«

»So groß, als der Himmel, Jumina,« es ist unabsehbar groß und unergründlich tief.

»Aber die Blanken, welche nicht in unserm Lande wohnen, woher kommen diese?«

»Der Vater sagt, sie kämen über das Meer, in großen, hölzernen Häusern, die der Wind über das Gewässer jagt. Sie führen Donnerrohre, die weithin tödtliche Kugeln schleudern; doch sind sie keine Menschenfresser.«

»Weßhalb führen sie aber die Neger fort, Barka?« erwiederte der Jüngere.

»Sieh um dich, Jumina, überall hat das gute Wesen Früchte für dich wachsen lassen, und ohne daß du gepflanzt hättest, bringt der Boden alles hervor, was du bedarfst. Nur wenige Wurzeln legst du in die Erde und nach kurzer Zeit hast du Vorrath für die Tage der Noth. Die Palme treibt ohne dein Zuthun ihre Blüthe und den Schaft, der dir den süßen Kohl, den feurigen Wein gibt und ihre Frucht reift von sich selber im glühenden Sonnenstrahl. —

»Ja, mein Bruder, der Himmel nährt uns und es fehlt nie für die Neger an Speise,« unterbrach ihn Jumina.

»Höre, Jumina, was der Vater spricht: Wir leben und es nährt uns eine gütige Gottheit. Aber die Blanken müßten sterben, wenn sie die Neger nicht hätten «

»Siehst du, Barka? so haben doch unsere Männer recht geredet, wenn sie sagen, daß die Neger den Blanken zur Speise dienen.«

»Die Neger nicht, Jumina, aber nur durch die Neger gibt die Gottheit den Blanken Nahrung, erwiederte Barka ruhig. Lebten bei den Blanken nicht Neger, so würde auch die Gottheit nicht Speise geben, denn nur, was die gute Gottheit dem Schwarzen gibt, können die Blanken mit ihm theilen.«

»Sie sind also nicht Menschenfresser?« entgegnete der jüngere Bruder.

»Gewiß nicht, Jumina, der Vater sagt es; aber sie sind darum nicht weniger schlimm,« rief Barka nachdenklich.

»Erzähle, Barka, es ist so schön, von den Blanken und ihren schwimmenden Häusern zu hören, obwohl ich mich fast vor ihnen fürchte?«

»Wie Jumina, du fürchtest dich? Würdest du denn die Flucht ergreifen, wenn ein Weißer zu uns käme?«

»Gewiß, mein Bruder, ich würde es thun.«

Barka lächelte. »Was sollte aus den Kindern und Weibern werden, wenn alle Männer so dächten, wie du?« sprach er freundlich.

»Ach! ich bin noch ein Knabe;« — sprach der jüngere Bruder ängstlich.

»Nur einen Frühling mehr habe ich gesehen, als du, mein Jumina, sprach Barka ernst, aber ich dünke

mich, ein Mann zu sein und ich würde gewiß nicht fliehen, wenn die Weißen kämen.«

»Ja, du Barka, du bist stark und muthig.«

»Das sollst, das mußt du auch werden, Jumina. Doch, laß sehen, was sich dort im Gebüsche regt — setzte er hinzu, indem er eine Lanze ergriff, die neben ihm auf der Erde lag.«

Jumina sprang auf und drängte sich nahe an den Bruder, der das Gebüsch mit den Augen durchdringend vorsichtig dem Dickicht näher trat.

Ein großer Stein, der nahe an dem Bache lag, wurde von dem Abendstrahl der Sonne hell beschienen und auf demselben lag ein Thier, der Gestalt nach einem Krokodill ähnlich, aber nur etwa vier Fuß lang. Das Aeußere des Thieres hatte etwas Gräßliches und es fehlte nur noch die entsprechende Größe, um dasselbe zum furchterregenden Ungeheuer zu stempeln.

Jumina ergriff den Bruder bei der Hand und lispelte ängstlich: »Laß uns fliehen, Barka, das Thier ist gefährlich.

Dieser lächelte, ohne den Platz zu verlassen.

»Komm, Bruder, ich fürchte mich« — drängte der Jüngere.

»Sei muthig, Jumina, hier ist keine Gefahr, entgegnete Barka leise; das Thier ist mir bekannt; es ist ein Leguan, sein Fleisch ist ein Leckerbissen und ich will mich seiner bemächtigen.«

Jumina sah ängstlich nach dem Thier, das regungslos und ohne die Knaben sehen zu können, auf dem Felsen lag.

»Fürchte nichts, mein Bruder, doch eile jetzt und hole Schnüre herbei, indeß ich hier bleibe, um das Thier nicht entrinnen zu lassen.

Jumina erwiederte nichts, sondern sprang, wie ein Reh, über die Grasflur dahin, um das Verlangte herbeizuschaffen. Barka schlich sich vorsichtig näher und begann leise zu pfeifen. Der Leguan hob den häßlichen Kopf in die Höhe und sah nach allen Seiten. Da er nichts bemerkte, schien er sich ganz dem Vergnügen zu überlassen, welches ihm das Pfeifen des Knaben gewährte und streckte sich behaglich auf dem Steine aus. Barka kroch jetzt, das stumpfe Ende der Lanze vorwärts kehrend, ganz nahe, bis es ihm möglich war, das Thier mit demselben zu erreichen und nun strich er, unausgesetzt pfeifend, dem Leguan vorsichtig die Seite. Dieses Verfahren brachte bei der Amphibie ein Wohlbehagen hervor, dem sie nicht wiederstehen konnte. Das Thier überließ sich ganz dem angenehmen Gefühl, welches ihm die kitzelnde Empfindung verursachte und der helle Ton, den der Knabe unausgesetzt vernehmen ließ, vereint mit dem sanften Hin- und Herstreifen des Lanzenschaftes auf der harten Haut seiner Seite, wiegten es endlich in einen tiefen Schlaf. Als Barka den guten Erfolg seiner Bemühungen wahrnahm, ließ er sich im Gebüsche nieder

und erwartete ruhig die Rückkehr des Bruders. Dieser trat bald vorsichtig näher, doch nicht allein; ein Neger von riesenmäßiger Größe und von einem Glieder- und Muskelbau, der einem Herkules Ehre gemacht haben würde, begleitete ihn. Es war Jallo, der Vater der beiden Knaben.

Barka machte eine rasche Bewegung, die seine Freude verkündete, den Vater zu sehen; zugleich legte er einen Finger auf den Mund und deutete mit der andern Hand nach dem Leguan, der noch immer schlafend auf seinem Platze lag.

Jallo schlug die riesigen Arme unter und lehnte sich gelassen an den Stamm einer Palme, indem er dem Beginnen seines Sohnes ruhig, aber mit liebevollem Blick zusah.

Man muß die Natur der Neger kennen, um den folgenden Auftritt begreifen zu können. Mit einer Vorsicht und Gewandtheit, die nichts Anderem zu vergleichen ist, als der katzenartig leisen und doch gewaltigen und bewundernswürdig sicheren Bewegung eines schleichenden Tigers, kroch Barka, nachdem er aus den mitgebrachten, von Palmfasern fest gedrehten Stricken eine Schlinge gemacht hatte, dem schlafenden Lurch näher. Der schlanke, behende Knabe glich, als er so, den Kopf kaum über die Spitzen des Grases erhoben, fast unmerklich den Stein erreichte, auf welchem die Amphibie lag, dem dunkeln Rumpfe einer, sich durch das Grün hinwälzen-

den Schlange und das feinste Gehör hätte auch nicht das leiseste Knistern vernehmen können. Dabei vergaß er nicht die Werkzeuge mit sich fortzutragen, durch welche er sich seines leckeren und gefährlichen Fanges versichern wollte und auch die Lanze, das einzige Mittel das ihm für den Fall des Erwachens des Thieres zur Vertheidigung dienen konnte, wurde nicht vergessen.

Jetzt war Barka hart genug an der Eidechse; erst ruhte er einen Augenblick und beobachtete sie mit glühendem Auge. Der Leguan rührte sich nicht. Mit der äußersten Vorsicht hob nun der Knabe das mit scharfen Krallen versehene Bein der Amphibie auf, um die Schlinge daran zu befestigen. Dieses geschah mit solcher Behutsamkeit, daß man kaum etwas zu bemerken im Stande war. Barka sah nun seinen Fang gesichert, erhob sich leise, den Speer in der Hand und wollte zu dem Vater zurückkehren, der das Ende der Leine an einem Baume befestigte, als plötzlich durch einen Zufall der Leguan erwachte, und den naheſtehenden Feind erblickend, mit Blitzesschnelle emporfuhr, um ihn anzugreifen. Barka hatte das Thier nicht aus den Augen verloren; der unvermuthete Angriff desselben traf ihn deßhalb schon gewaffnet und ein wüthendes heiseres Zischen der Amphibie verrieth den heftigen Schmerz, als sie von der Lanze des Knaben durchbohrt wurde.

Doch der Leguan sollte nicht so schnell und leicht bezwungen werden. Barkas Lanze brach — ein schwa-

ches Spielzeug — zusammen, als das vor Qual rasende Thier sich Mühe gab, den Fuß seines Feindes zu erreichen. Ein behender Sprung rettete für diesesmal den Knaben, trug ihn jedoch nicht aus der Nähe seines Feindes, der nun blutgierig sich mit größter Behendigkeit wendete, um ihm die Schärfe seines fürchterlichen Gebisses fühlen zu lassen. Es wäre jetzt schlimm um Barka gestanden, wenn ihm nicht Hülfe geworden wäre, denn er besaß nichts, mit dem er sich ferner gegen den Lurch hätte vertheidigen können. Aber plötzlich stürzte mit dem Muthe der Verzweiflung und lautem Geschrei, Jumina, das lange Messer des Vaters muthig schwingend, heran, um dem bedrängten Bruder, der nur mit Mühe den wüthenden Bissen der Amphibie auswich, beizustehen. Bis an das Heft, mit einem äußerst kräftigen, geschickten Stoß, bohrte er das Stilet dem Leguan in die Seite und ein zweiter, gefährlicherer Stich lähmte die Kraft des Thieres, das nun, schwer verletzt, entmuthigt zu entrinnen suchte. Jumina ließ das Messer fallen und eilte, indem er den Bruder gerettet sah, zu Jallo, der ohne die mindeste Regung einer besondern Theilnahme kundzugeben, dem Kampfe zusah. Barka ergriff das blutige Werkzeug und eilte dem Leguan nach, der von der Schlinge festgehalten, vergebens in das dichtere Gestrüpp zu fliehen suchte. Hier verblutete die Amphibie unter den kraftvollen Messerstößen des muthigen Knaben. Ein grelles Freudengeschrei verkündete Jallo und Ju-

mina, daß Barka seinen gefährlichen Feind überwunden hatte. Jubelnd zog der Sieger das zuckende Thier auf freien Platz, wo es noch vor wenigen Augenblicken sich so behaglich gesonnt hatte.

Jallo führte Jumina an der Hand zu dem glücklichen Sieger, der mit leuchtendem Auge auf seine Beute herabsah.

»Sieh, Vater, das schöne Thier« sprach Barka zu dem Herbeitretenden, der ihn mit einem Blick voll väterlichen Stolzes betrachtete.

»Es ist gut, mein Sohn,« entgegnete der Vater stolz, »du wirst ein Mann werden und nur dem Muthigen gebührt dieser Name «

»Sahst du Jumina, wie er mir beisprang, Vater?« entgegnete Barka. »Guter Jumina, wie dankbar bin ich dir« redete er den Knaben an, der sich schüchtern hinter dem Vater barg.

»Jumina wird werden, was du bist;« sprach Jallo ruhig; »er wird den Mädchen die Zaghaftigkeit lassen.«

»Gewiß Vater, das wird er; er ist muthiger, als er selbst glaubt;« sagte Barka lächelnd.

Jallo ergriff, ohne hierauf etwas zu erwiedern, sein Messer, reinigte es sorgfältig, steckte es in den Gürtel, hob den Leguan auf, band ihm die Füße zusammen und kehrte schweigend, indem er das schwere Thier, wie einen Rohrbüschel über die Schulter warf, nach dem Dorfe zurück.

Barka bemerkte jetzt erst, daß ihm durch einen Biß des Thieres die Haut an dem rechten Beine zerrissen war. Das breite Blatt einer Pflanze abreißend, legte er um die verletzte Stelle einen sehr einfachen Verband und Jumina bemühte sich voll Liebe, dem muthigen Bruder in diesem Geschäft beizustehen. Die Knaben schwatzten voll heiterer Fröhlichkeit und erhoben sich, um dem vorangegangenen Vater zu folgen. Sie hatten aber kaum das Gebüsch verlassen, als die Zweige eines Dickichts rauschend zur Seite geschoben wurden und ein bis an die Zähne bewaffneter Neger über den Platz schritt. Im Schutze der letzten Gebüsche und durch sie vor den Blicken der heimkehrenden Knaben verborgen, blieb er stehen, um die ganze Gegend in der er völlig fremd zu sein schien, neugierig zu betrachten. Sein dunkles glühendes Auge irrte über die niedrigen Hütten, über die ärmlichen Mais- und Bohnenfelder hin, bis zu den Anhöhen, welche die Aussicht beschränkten. Bald hernach schien er seine Untersuchung geendigt zu haben, denn er kehrte leise in das Gebüsch zurück, ohne die mindeste Spur seiner Anwesenheit zurückzulassen. Im folgenden Kapitel wird dem geneigten Leser die Veranlassung zu der räthselhaften Erscheinung des Fremden bekannt gemacht werden.

Zweites Kapitel.

Des entzweiten Geschlechtes trostloses Bild
Verfolgt dich durch der Erde Raume, Wanderer;
— Ein gespenstisch, grauenvoller Schatten.

Die Küste des geheimnißvollen Landes, in welchem sich die so eben geschilderten Scenen zutrugen, hat sehr verschiedene Beherrscher. Fast an jeder Flußmündung sprechen die Eingebornen eine andere Sprache. Die Europäer machen jedoch keinen so feinen Unterschied, sondern sie theilen die ganze ungeheuere Uferstrecke in mehrere große Theile, welche sie mit folgenden Namen belegen: Senegambien, von den Strömen — Senegal und Gambia den Namen tragend —; dann die Goldküste, Elfenbein- und Sclavenküste, — deren Namen von den Handelsgegenständen herrührend, welche die Kaufleute dort am häufigsten finden. Weiter hinab gegen Süden, bis fast zum Kap der guten Hoffnung, ist das Ufer ohne gute Häfen und Ankerplätze. Auch findet dort wenig Handel statt; nur der gräßlichste von allen — der mit Menschen — wurde mit großer Ausdehnung betrieben, so lange nicht der Sclavenkauf dem Verbrechen der Seeräuberei gleich geachtet wurde und die Kriegsschiffe des mächtigen Englands Jagd auf die Negerschiffe machten.

Die Eingebornen, welche aus den westlichen Gegenden von Afrika geholt wurden, nannte man Mandingos, Koromantis, Whidas und Eboes. Man muß sich jedoch nicht vorstellen, daß diese Bezeichnungen Völkernamen sind für große Theile der afrikanischen Menschenmassen. Mehrere sind Erfindungen der Europäer, oder von Orten, Flüssen oder andern Gegenständen auf der Küste entlehnt. Die Neger selbst legen sich ganz andere Benennungen bei und die meisten von ihnen wissen nach wenigen Jahren, die sie im Zustande der Sclaverei zugebracht haben, weder etwas Näheres über ihr Vaterland, noch auch über die Völkerschaft, der sie angehörten, anzugeben.

Beinahe alle Nationen nord- und ostwärts von Sierra Leona sind Mohamedaner und führen, dem Bekehrungsgrundsatz ihres Propheten gemäß, unaufhörlich Kriege mit den benachbarten Völkerschaften. Wenn aber der Religionshaß, oder die Bekehrungswuth nicht Antheil an diesen blutigen Kämpfen haben, so ist die Raubsucht ein noch mächtigerer Hebel zum Kriege. Der Streit ruht nur so lange, bis irgend einem jener kleinen Despoten ein Bedürfniß abgeht, das er nur durch Hülfe der Europäer zu befriedigen vermag. Dann wird das Schwert entblößt; Tod und Verwüstung ergießen sich über die seufzenden Bewohner benachbarter Landstriche; wer nicht das Leben verliert, büßt die Freiheit ein und die Sclavenhänd-

ler sind binnen kurzer Zeit reichlich mit dem gesuchten Gut versorgt.

Damit jedoch die Habsucht sich nicht betrogen finde, wird bei solchen Raubzügen stets das tiefste Geheimniß beobachtet. Eine Anzahl Krieger bricht auf, von einem Anführer gewählt, der allein den Bestimmungsort kennt, wohin er die Seinen zu führen hat. Durch Kundschafter hat man schon vorher die Gelegenheit genau ausgespäht, um diejenigen, welche das Opfer der Habgier werden sollen, gerade dann, wenn sie es nicht im Mindesten vermuthen und völlig außer Stande sind, sich zu vertheidigen, überfallen zu können. Man sagt, christliche Europäer hätten sogar zuweilen ihren Beistand zu solchen Verheerungszügen geliehen und demnach nebst dem Verbrechen des Sclavenhandels ihre frevelhaften Hände mit dem Blut der wehrlosesten, ärmsten und unglücklichsten aller Menschen befleckt. Möchte dieses Gerücht eine verläumderische Uebertreibung genannt werden können!

Laß uns nun, mein lieber Leser, den Schritten des Negers nachschauen, der am Schlusse des vorigen Kapitels Jallo und seine Kinder mit seinen Späherblicken verfolgte. Er verließ nach kurzer Beobachtung des Dorfes und der Umgegend den Platz, um zu dem Orte zurückzukehren, von woher er gekommen war. Sein Weg lief durch dichtverwachsenes Gestrüpp hin, dessen gefährlichen, stachelvollen Verrankungen er mit einer unglaub-

lichen Behendigkeit auswich, ohne daß er dadurch in seiner Eile im Mindesten aufgehalten worden wäre. Bald nahm jedoch dieser beschwerliche Theil der Gebüsche ein Ende und eine riesige Waldung raubte den heißen Sonnenstrahlen den Weg zu den niederen Gewächsen, die den Boden mit einem dichten grünen Teppig überzogen. Fast zwei Stunden lang verfolgte der Neger seinen Pfad; die einbrechende Nacht war für ihn kein Hinderniß, denn instinktmäßig verfolgte er die gerade Richtung.

Die Umgebungen erdröhnten jetzt von einem schrecklichen Ton; es war das Geheul hungriger Raubthiere, die mit blutlechzender Zunge nach Beute umherschweiften. Die riesigen Aeste der Bäume erglänzten vom Phosphorlicht unzähliger Leuchtkäfer und aus den modrig duftenden Sumpfgegenden des Waldes erschallte der scharfe Ton der Grillen, das heißere Zischen giftiger Schlangen. Aengstlich irrten heulende Paviane und zähneklappernde Affen im Laubdach des Waldes herum und der laute Flügelschlag larvenähnlicher, monströser Fledermäuse machte die schauerlichen Waldregionen noch gräßlicher.

Der Neger wurde durch diese, ihm nicht ungewohnten Dinge nicht im Mindesten aufgehalten. Nur seine nervige Rechte hielt den scharfgespitzten vergifteten Speer zum augenblicklichen Gebrauch bereit und seine mit unnatürlicher Schnelligkeit nach allen Seiten umherirrenden, gleich glühenden Kohlen, mit düsterem

Feuer funkelnden Augen verriethen, daß er Ursache zu haben glaubte, für seine Sicherheit besorgt zu sein. Jetzt lichtete sich der Wald und das feine Ohr des Wilden vernahm das tiefe, und doch weithintönende Rauschen eines großen Stromes, in welches sich das eigenthümliche Säuseln und Klatschen großer Rohrmassen mischte, deren schlanke Gebüsche vom scharfen Nachtwind hin- und herbewegt wurden. Athemholend blieb der Schwarze stehen, nach allen Seiten spähend, bis er mehrere dunkle, langgestreckte Gegenstände bemerkte, die auf den fluthenden Wassern des Stromes zu ruhen schienen. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß er die rechte Stelle gefunden, ergriff er eine große Muschel, die auf seinem Rücken hing, setzte sie an den Mund und entlockte dem Instrumente einen lauten, schmetternden und lang anhaltenden Ton. Kaum widerhallte dieser barbarische Klang, tausendfach verstärkt vom Echo des Urwaldes, als die im Strom schwimmenden Gegenstände von einer großen Menge dunkler Gestalten belebt wurden, die mit rascher Eile emportaumelnd, Ruder ergriffen, um durch die am Rande der Gewässer schwankenden Rohrmassen den Weg zum Ufer zu finden. Binnen kurzer Zeit sprangen aus den großen Kanots mehr, als hundert schwarze Krieger an das Land und schlossen um den aus den düstern Schatten des Waldes hervortretenden Neger einen dichten, neugierigen Kreis.

Ein Mann von riesigem Wuchs trat jetzt näher zu dem Zurückkehrenden. Tiefe Stille wurde von den übrigen beachtet, als er ihn anredete.

»Hat dein Fuß das Dorf erreicht, Iyllah?«

»Ja, Herr, Dein Sclave hat Deinen Befehl ausgerichtet« entgegnete der Bote indem er sich der Länge nach zur Erde warf und die Hände über dem Haupte kreuzte.

»Berichte, Iyllah, was du gesehen hast?« entgegnete der Anführer, ruhig diese Demüthigung des Boten hinnehmend.

»Alah segne deine Hand, Herr, und gebe die ungläubigen Hunde unter deinen Fuß. Möge Keiner deiner Gewalt entrinnen.«

»Ist das Dorf groß, Iyllah?«

»Hundert Hütten liegen am Wasser, das sich hier in den Strom ergießt« entgegnete der Bote.

»Hat dich Niemand entdeckt?«

»Sie schlafen, Herr, bis du ihnen die Bande um die Füße legst. Alah hat sie in deine Hand gegeben.«

»Können wir das Dorf noch in dieser Nacht erreichen, Iyllah?«

»Noch ehe der Mond sich zum Meere neigt, wird dich Iyllah in die Mitte des Dorfes gebracht haben, wenn du ihn würdigst, dein Führer zu sein.«

»Rüstet euch und folgt mir,« herrschte der Anführer den Kriegern zu. »Voran, Iyllah, es gilt deinen Kopf, wenn dein Wort mich getäuscht hat «

Der Bote sprang auf und schritt lautlos hinein in die Waldnacht. Ihm folgte, Dämonen gleich, die Reihe der rüstigen Krieger. Lautlos war der nächtliche Marsch und bald bedeckten die schwarzen Schatten des Forstes den Kriegerzug, der im Begriff war, das Verderben über ein friedliches Dorf, über die ruhig schlafenden ahnungslosen Bewohner desselben zu bringen.

Gerne möchten wir unsern lieben Lesern die Schilderung der folgenden Scenen ersparen. Ihr kindlich frommes Herz muß ja erbeben vor den Ausbrüchen einer so gräßlichen Wildheit und zügelloser Blutgier. Aber es ist nicht möglich, einen Begriff von dem Zustande thierischer Rohheit und fanatischer Wuth zu erlangen, wenn man nicht den Neger kennen lernt, wie er sich im Schooße seines Vaterlandes und der Freiheit zeigt. Fast möchte man diejenigen glücklich preißen, die im Zustand der Sclaverei doch wenigstens außer Stande sind, ihren heißen, grausamen und blutgierigen Leidenschaften den Zügel zu lassen oder, von menschlich gesinnten Herren erkauft, durch den Unterricht und die Belehrung der Missionäre zum sittigenden Christenthume gebracht werden. Dieses ist vielleicht der einzige Segen, die einzige mildernde Seite, die man dem die Menschheit entwürdigenden Gebrauch der Sclaverei abzugewinnen vermag.

Instinktartig, und durch die drohende Gewißheit augenblicklichen Todes zur höchsten Anstrengung aller geistigen Kraft, deren er nur fähig war, gebracht, führte

der uns bekannte Bote seinen grausamen Herrn bis zu dem Platze, woselbst Barka den Leguan getödtet hatte, dessen Blut noch an den zertretenen Halmen der den Boden bedeckenden Gewächse klebte. Hier hielt er plötzlich inne und warf sich vor dem Anführer nieder, indem er ihn demüthig anredete:

»Allah segne dich, Herr, dein Sclave hat deinen Fuß auf die rechte Stelle geleitet; sieh im Licht des Mondes die Hütten deiner Feinde, die der große Prophet in deine Hand geben möge «

Der Anführer achtete nicht auf diese demüthig gesprochenen Worte. Ein Wink seiner Hand befahl den Kriegern, auf dem Platze zu bleiben, während er allein durch das kleine Gebüsch auf die Ebene hinausschritt, um das Dorf zu besichtigen und einen Plan zu entwerfen, der ihn zur vollkommenen Erreichung seiner Absichten führen konnte. Bald war er im Dunkel der Nacht verschwunden, indeß die Seinen in mannigfaltigen Gruppen sich am Boden niederkauerten, um von der Anstrengung des nächtlichen Marsches zu ruhen und sich zum Kampfe zu stärken, der sie jetzt erwartete. Kein Laut verrieth das Leben oder die wilde Blutgier, welche diese dunkeln, kräftigen Männergestalten beseelte.

Es mochte etwa eine halbe Stunde verflossen sein, als der Anführer zurückkehrte um die Seinigen zum blutigen Werke zu rufen. Die Vorsehung, deren geheimnißvolle Fügungen wir nicht begreifen, weil wir nur

nach der Beschränktheit unseres menschlichen Geistes die Wirkungen, nicht aber Veranlassung oder Folgen der Begebenheiten zu erkennen im Stande sind, hatte beschlossen, hier dem Bösen die Macht zu lassen und bald sollten hunderte unschuldiger menschlicher Wesen, die bisher in glücklicher Ruhe und Sorglosigkeit diesen reizenden verborgenen Winkel der Erde bewohnt hatten, den Kelch des bittersten Leiden und des tiefsten Elendes bis auf den Grund leeren.

Der Anführer befahl den Kriegern, dürre Aeste zu sammeln, obwohl die meisten schon mit einem einfachen Geräthe zum Feueranmachen versehen waren. Als dieser Befehl vollzogen war, schritt er voran, und führte die Krieger vorsichtig nach dem Dorfe. Eine Abtheilung durchschritt seiner Anordnung gemäß den Bach und stellte sich am andern Ufer desselben auf, um jedem Fliehenden den Weg in die Wildniß abzuschneiden. Die übrigen vertheilten sich rings um die Niederlassung und etwa der zehnte Theil entledigte sich der Waffen, um das Dörfchen auf allen Seiten zugleich in Flammen zu setzen. Mit einer wilden Behendigkeit wurde dieses grausame Werk vollbracht und mit dem Prasseln des Feuers, das mit Heftigkeit die dürren Palmblätter oder das getrocknete Guineagras, aus denen die einfachen Hüttendächer verfertigt waren, ergriff und verschlang, vermischte sich schnell das Angstgekreisch erschreckter Kinder, der Jammerruf entsetzter Mütter, das

Angstgeheul, der aus dem tiefen Schlummer emporgetriebenen Männer. Alles dieses erstarb aber jetzt vor dem gräßlichen Schlachtruf, den die das Dorf umringenden Wilden erhoben. Gleich grimmigen Bestien, Dämonen ähnlich, ausgespieen vom Schlunde der Hölle, stürzten die Krieger in das Dorf, mitten hinein unter die nackten, wehrlosen Bewohner, die noch schlaftrunken, gepackt vom wildesten Entsetzen, aus den brennenden Hütten krochen, um ein Leben zu retten, das von den Flammen bedroht und kaum denselben entronnen, einem nicht weniger erbarmungslosen Feind zum Opfer fallen sollte, wenn nicht durch augenblickliche gänzliche Ergebung der Grimm desselben entwaffnet, oder die Habgier gereizt wurde.

An Flucht oder Widerstand war nicht zu denken; die entsetzte Masse der Dorfbewohner wurde in einen Kreis zusammengetrieben. Der geringste Widerstand brachte augenblicklichen Tod. In kurzer Zeit war nichts Lebendes mehr in den brennenden Hütten; nur das elende Geräthe und die wenigen Habseligkeiten, welche den ganzen Reichthum der vor kurzen Augenblicken noch so glücklichen Menschen gebildet hatten. Unter dem Schutte der einstürzenden Gebäude wurden die zuckenden Leichen von mehr als hundert Menschen begraben, welche unter den erbarmungslosen Streichen der Mörder hingesunken waren, ehe die Habgier ihres Anführers dem Blutvergießen ein Ziel steckte.

Mit dem verzweiflungsvollen Muthe der Löwin, die ihre bedrohten Jungen vertheidigt, hatte Jallo für seine Kinder gekämpft. Eine zu werthvolle Beute, hatte der Anführer den Kriegern befohlen, sich des Rasenden lebendig zu versichern. Nur nach ungeheurer Anstrengung, und nachdem mehrere mit dem Leben gebüßt und viele verwundet waren, gelang es der Ueberzahl, sich seiner zu bemächtigen. An Händen und Füßen gebunden lag er jetzt, sich in ohnmächtiger Wuth krümmend, am Boden. Ihm zur Seite knieeten die beiden Knaben, lautkreischend vor Entsetzen und liebevoll bemüht, das Blut zu stillen, das aus den zahlreichen Wunden quoll, welche der Vater im vergeblichen Kampfe für ihr Leben und ihre Freiheit erhalten hatte — ein rührendes Bild kindlicher Liebe und Treue, denn in der Hitze des Streites wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, zu entfliehen. Aber daran dachten die den Vater in so großer Gefahr erblickenden Söhne nicht.

Der Anführer befahl jetzt, auch die Knaben zu binden. Man legte Hand an die Kinder, die sich willig fesseln ließen, weil ihnen ein richtiges Gefühl sagte, daß sie durch nutzlosen Widerstand nur reizen und neue Mißhandlungen über sich hervorrufen würden, die das zerrissene Herz ihres unglücklichen Vaters noch mehr zerfleischen müßten. Ein gebrochener Jammerlaut, ein tiefes, markerschütterndes Stöhnen und eine krampfhafte, aber gänzlich fruchtlose Anstrengung verrieth das Ueber-

maß des Jammers und der bitterſten Qual des unglücklichen Vaters, der die ſchön geformten Glieder ſeiner ihm über alles theuren Kinder feſſeln ſah, ohne ihnen beiſtehen und ſie retten zu können.

Während man beim Scheine der Flammen die Gefangenen feſſelte, brach der Tag an und die Morgenröthe beleuchtete ein gräßliches Schauſpiel, das durch das Licht des Tages erhellt nur einen um ſo ſchrecklicheren Eindruck hervorbrachte. Die rauchenden Trümmer des Dorfes, zwiſchen denen man die Reſte verbrannter Leichen erkannte, der Haufe der Gefangenen, von einer Anzahl feindlicher Krieger bewacht; dieſe ſelbſt zerſtreut auf dem Gefilde umherwandelnd, oder in Gruppen am Boden ruhend und mit düſtern Blicken umherſchauend — alles dieſes bildete einen widerlichen Contraſt zu den reizenden Umgebungen, und dem fernen Zug majeſtätiſcher Gebirge, die den Hintergrund zu dieſem Anblick voll Lieblichkeit und Schauder darſtellten.

Der Anführer der Räuberſchaar, welche dieſes friedliche Thal ſo gräßlich verheert hatte, überließ ſich unter dem Schatten dichtblättriger Gebüſche der Ruhe und überſah mit einer wilden Freude die Schaar der Gefangenen. Mehrere Stunden währte dieſer Zuſtand der Unthätigkeit; dann wurden die Sclaven auf den Wink des Gebieters in Ordnung geſtellt und ein Zug gebildet, in deſſen einzelne Glieder die Krieger ſo ver-

theilt wurden, daß sie die Gefangenen fest im Auge behalten und jeden Versuch der Flucht sogleich vereiteln konnten. Auf ein gegebenes Zeichen setzte sich diese Karawane in Bewegung und brach in den Wald ein. Nach manchem Hinderniß erreichte der Negerfürst mit den erbeuteten Sclaven das Ufer des Stromes und die hier liegenden Kanots. Man war darauf bedacht gewesen, eine hinreichende Anzahl geräumiger Fahrzeuge mitzunehmen, weßhalb es auch nicht an Raum für die Gefangenen fehlte. In kurzer Zeit waren alle eingeschifft, die Kanots erreichten das breite Fahrwasser des Stromes und schon nach wenigen Stunden waren sie in tiefer Ferne verschwunden.

Werfen wir noch einen Blick auf das Gefilde, in welchem sich dieser Theil unserer Erzählung zugetragen hat. Es ist nahe an Sonnenuntergang; die schwüle Hitze des Himmelstriches hat die Reste der Ermordeten schon der Zerstörung übergeben. Aus den Schutthaufen dringt hie und da noch ein feiner, übelriechender Rauch, während die ganze Umgegend von einem Leichengeruch erfüllt ist, der sich in den lieblichen Duft der Blüthenbäume und der Blumen schaurig mischt. Unzählige Raubvögel bedecken die in Verwesung übergehenden Cadaver, die unbeerdigt und in denselben Gruppen noch umherliegen, wie wir sie am frühen Morgen unter den Streichen der Mordbrenner niedersinken sahen. Jetzt verläßt die Sonne rasch den Horizont; nach kurzer

Dämmerung senkt sich die Nacht mit ihren Schatten herab auf das blutgetränkte Gefilde und aus dem Walde schleichen irrend die Gestalten mehrerer Thiere von furchterregendem Aussehen. Die stumpfe Nase hochtragend, folgen sie schnaubend und gierig dem Leichengeruch, den sie in tiefer Ferne gewittert haben und die Raubvögel flattern bei ihrem Erscheinen mit häßlichem, gellenden Geschrei empor: Es sind die Hyänen, welche aus den Dickichten nahen, um das Werk der Zerstörung zu vollenden.

Drittes Kapitel.

Schwer rollt die blaue Welle an's Gestade;
Es schwankt das Schiff in trügerischer Fluth.

Noch füllte eine ungeheuere Wassermasse das Becken des mächtigen Stromes, der hier seine trüben, erdfahlen Fluthen den reineren Wassern der See zuwälzte, die sich sträubten sie zu verschlingen und mit murrendem schäumendem Wellenschlag die Stromwasser bekämpften. Wir meinen den Congo, oder, wie er von den Portugiesen genannt worden ist, den Zairestrom, an dessen mit undurchdringlichen Urwäldern und pestathmenden schlammigen Sümpfen umgebene viele

Meilen weite Mündung, uns unsere Erzählung versetzt. Ein Arm dieses mächtigen Flusses, dessen Gewässer tief genug strömt, um bei günstiger Witterung den größten Seeschiffen einen sicheren Ankerplatz zu gewähren, ist der Schauplatz der nachfolgenden Begebenheiten, die wir unsern geneigten Lesern vor Augen führen wollen. Es sei uns vergönnt, die in naturhistorischer Hinsicht so merkwürdigen Umgebungen mit kurzen Zügen zu schildern.

Gleich allen großen Strömen, welche ein Land von weichem, leichtauflösbarem Boden durchwühlen, ist das Gewässer des Zaire mit einer großen Masse von Lehm- und feinen Sandtheilen geschwängert, die durch die Zuflüsse während der Regenzeit noch sehr vermehrt werden und im oberen Stromlaufe durch das rasche Fortschießen der Fluthen am Niederschlag verhindert werden. Etwa vierzehn Meilen entfernt von der Küste im Innern des Landes vermindert sich der starke Fall der Gewässer und sie empfinden schon den Widerstand, welchen die Wellen der See ihnen leisten, wenn sie sich mit denselben vereinigen wollen. Jede Fluth drängt die trüben Wasser des Stromes zurück und hindert den Lauf derselben und auf die Entfernung weniger Meilen steigen und fallen sie abwechslungsweise mit den Seegewässern, dem Einflusse eines mächtigeren Elementes gehorchend, das mit einer unbändigen Kraft seine Herrschaft über dieselben ausübt. Das umliegende Land wird besonders zur Regenzeit, wo der Strom fast zwanzig Fuß hoch

anschwillt, weit und breit überschwemmt und in einen großen See verwandelt. Die Fluthen lassen eine dichte Lage fruchtbaren Schlammes zurück, der, sobald das Land von ihnen frei ist, der Vegetation zu einer Grundlage dient, aus welcher sich dieselbe mit einer unglaublichen Kraft und Schnelligkeit entwickeln kann. Lange noch hält die Feuchtigkeit an und das dichte Blätterdach einer ungeheuren undurchdringlichen Waldung hindert die heißen Sonnenstrahlen, den Boden auszudörren. Daher rührt denn jene ewig grüne, lebensvolle Frische der Pflanzenwelt, die begünstigt von allen Umständen und von der zerstörenden Hand des Menschen unberührt, hier in unbestrittener Kraft und Herrschaft emporwuchert. Der majestätische Wald am Ufer des Stromes ist von tausendjährigem Alter und seine glänzend grünen Wipfel wimmeln vom schönsten Gefieder, an dessen melodischen Gesang sich das Ohr des Menschen ergötzen könnte, wenn nicht diese lieblichen Töne oft widrig unterbrochen würden durch das Gekrächze vieler tausend Affen und durch das Zischen der Schlangen, welche den friedlicheren Thieren Verderben drohend, ihnen selbst bis in die höchsten Zweige der Bäume folgen. Die vielen Sandbänke und die Rohrmassen dienen dem gräßlichen Krokodill zum Aufenthalt. Gleich den verkohlten Stämmen dicker Bäume ruhen hier die langgestreckten schenßlichen Körper dieser furchtbaren Lurche. Oft wird das Schnauben des scheuen, riesigen

Flußpferdes (Hyppopotamus) in nächtlicher Stille gehört und in der Ferne schreckt, wenn dichte Schatten diese Wildniß bedecken, das furchtbare Brüllen hungriger Löwen, Panther, und das heißere Geheul der Hyänen. Betritt man das feuchte, schlammige Ufer, so sinkt man bis an die Kniee in den weichen nassen Boden, aus dem, gleich riesigen Säulen, die colossalen Stämme des 156 Fuß hohen Ceiba, des Boabab und der majestätischen Palmen emporstarren und in ihrem Schatten glänzen die köstlichsten blühenden Gewächse, deren theils angenehmer, theils widerlicher Duft sich mit dem Modergeruch unzähliger, meilenlanger und unergründlicher Sümpfe mischt. Hier lauert, wie das stärkste Ankertau, cylindrisch aufgewunden, die Gigantenschlange (Boa Constrictor) auf den schlanken Hirsch, oder den behenden, kraftvollen Panther, denn selbst diesem zerbricht die Muskelkraft des gräßlichen Thieres, wenn sie ihre Spirale entwickelt, alle Knochen; sie leckt die Glieder eben und ihr Geifer erleichtert das Verschlucken des kolossalen Fraßes. Hier zeigen sich Rudel von Elephanten, von Gazellen; hier weidet der pagodenähnliche Kameloparb, (Giraffe) der schnelle Strauß und das große Wildschwein (Susaethiopicus) mit fußlangen Fangzähnen.

Die Wasser des Stromes wimmeln von den schönsten und besten Fischgattungen und unzählige Schildkröten schwimmen umher und benagen die frischen Krän-

ter, welche an dem Rande des Stromes wuchern. Trotz all dieses natürlichen Reichthums ist diese Gegend der Erde nur spärlich bewohnt. Arme Neger leben als Fischer auf hochliegenden Theilen oder Inseln der Stromgestade oder dienen zu Unterhändlern beim Sclaventausch, für den hier stets einer der besten und wohlversorgtesten Märkte zu finden ist. Aber schnell muß sich hier der Käufer mit den gesuchten Waaren versorgen, denn Tod und Verderben harren seiner, wenn er es wagt, lange in diesen Fiebergegenden zu weilen. Die fürchterlichsten Epidemien und Krankheiten raffen besonders die Europäer im Laufe weniger Stunden hin und gegen ihre tödtende Gewalt hilft kein Mittel des Arztes. Es gibt keine Rettung, als nur schnelle Flucht aus den Dickichten nach der See, deren reine, stärkende Lüfte schnell jede Gefahr verwehen.

Der Arm des Flusses, von welchem wir jetzt geredet haben — es ist der stärkste und südlichste — wurde durch mehrere große, mit dichtem Manglegestrüpp und Gebüsch bedeckte Sandinseln und Bänke von des Hauptstroms vielen kleineren und größeren Nebenarmen getrennt. Etwa eine halbe Meile vom Seestrand entfernt lag in einer Art tiefer Flußbucht ein schlankes, schwarzes Schiff mit drei hohen, schöngeschnittenen Masten und vortrefflich geordnetem Tau- Takel- und Segelwerk vor Anker. Auf dem Verdeck sah man nur drei Menschen, einen Neger in Matrosenkleidung, der schläfrig an den

Gallerien lehnte und das gegenüberliegende Ufer zu betrachten schien. Am Vordertheil des Schiffes machte sich ein Matrose zu schaffen und etwa einige Klafter hoch im Tauwerk des Besahnmastes hing in schläfriger Stellung ein Bursche, der den Lauf des Stromes übersah, welcher aus tiefer, unabsehbarer Ferne heranrollte. Der Anblick des einsam liegenden Fahrzeugs hatte etwas Düsteres; die tiefe Ruhe, welche an Bord desselben herrschte, der dunkle Anstrich des langgestreckten Rumpfes, der mit Schwerfälligkeit und tief eingesunken auf dem trüben Gewässer sich hinstreckte, die ungeheuern Wolken giftiger Insekten, welche die Maste umsummten und ein tiefes, fernklingendes Säuseln verursachten und die fürchterliche, gänzlich erschlaffende Hitze, welche mit lähmendem Druck auf den lauen Wassern des Zaire lag und die Uferwaldungen bis zum Glutgrad eines geheizten Backofens erwärmte — alles dieses gab der ganzen Scene etwas Unerfreuliches und Beängstigendes und vernichtete den Reiz der Fremdartigkeit, welcher ihr wohl sonst schmückend zur Seite gestanden.

Der Matrose, welcher auf dem Deck gearbeitet hatte, erlag dem übergewaltigen Einfluß der Himmelsgluth und sank im Schatten des großen Bootes, welches in der Mitte des Deckes lag, in tiefen Schlummer. So blieben denn nur noch zwei Menschen, um den großen Raum, den das Verdeck des Schiffsgebäudes darbot, einigermassen zu beleben. Der Neger trug jetzt mehrere große,

eiserne Kessel herauf, stellte sie an den Rand der Gallerie, wo eine einfache Vorrichtung zum Wasserschöpfen angebracht war und begann sie zu füllen. Durch das erquickliche Plätschern des Elementes aufmerksam gemacht, ermunterte sich der Junge im Tauwerk und rief dem unten Beschäftigten einige Scherze in portugiesischer Sprache zu, welche dieser in einem kaum verständlichen Jargon und mit mehr Munterkeit, als man ihm seinem häßlichen Gesichte zu Folge hätte zutrauen sollen, erwiederte:

»Noch nichts sehen, Billi?« rief nach einer kleinen Pause der Schwarze, indem er eine Gebehrde machte, als ob er ein Fernrohr in der Hand hätte, um sich desselben zu bedienen.

»Nichts, Jupiter, nichts als Himmel, Wasser und Mosquitos« — antwortete der Knabe indem er einen Fächer von schlechten Federn schwang, um die lästigen Insekten von sich abzuhalten.

»Capitain Calas bleiben lange aus, he?«

»Es ist Zeit, daß er zurückkehrt, um uns aus diesem Backofen zu erlösen, in dem wir alle noch zu Mumien ausdörren werden, wenn es so fortgeht,« antwortete der Kleine. Am Tajo ist es auch warm, aber man bleibt dabei gesund, munter und vergnügt und hat doch irgend eine angenehme Unterhaltung. Aber hier ist ein Vorschmack vom Fegfeuer und dabei kein Mensch, mit dem man ein vernünftiges Wörtchen plaudern

könnte; nichts als Vögel, Bäume voll häßlicher Affen und Menschen, die nicht viel angenehmer aussehen. »O Tajo, o mein schöner Strom! es spiegelt sich der Himmel so blau in deinen klaren Fluthen« sang der muntere Bursche mit hell klingender angenehmer Stimme.

»Komm herab, Billi, wir wollen mit einander plaudern« — rief der Neger redselig, indem er Zitronen aus einem Korbe nahm, sie in der Mitte entzwei schnitt und durch Hülfe zweier Hölzer den Saft auspreßte und in die vollen Kessel fallen ließ.

»Was machst du da, Jupiter?« rief der Knabe, der gerne die Veranlassung zu einer Unterhaltung fest hielt.

»Hm, ich machen? — sehen Don Billi selbst; ich pressen die Limonen aus« — sagte der Neger gedehnt, indem er eine der Zitronen gewaltig drückte.

»Schwarzer Dieb, das brauchst du mir nicht zu sagen, ich frage dich, zu welchem Ende du dieses Gebräu fabrizirst?«

»Gebräu? Seht Don Bill, das ist für schwarze Negerhallunken und die kleinen Pikanini (junge Neger), abzuwaschen die Haut, damit nicht krank werden und den Schweiß wegschaffen. Es sein sehr gesund und lieben der Neger es sehr.«

»Ah! So willst du also ein ganzes Bad nehmen, du Hallunke? Nun warte, das werde ich Capitain Calas melden, der dir die Katze geben läßt, dafür, daß

du ihm seine schönen Zitronen zerschneidest, um deinen häßlichen Balg mit ihrem Safte abzuwaschen.«

Der Neger grins'te boshaft und lächelte spöttisch über den Irrthum des Knaben. »Sage mir, Don Bill, wie oft schon am Bord gewesen sein?«

»Oft genug, um alles Reisen nach fernen Ländern und namentlich nach deinem saubern Vaterlande zu verwünschen, Schwarzer — rief Bill verdrießlich. »Uebrigens ist das die Wahrheit, daß ich vor der Reise hieher noch nie auf ein großes Schiff kam und daß es wahrscheinlich auch meine letzte auf demselben sein wird.«

»Massa Bill reden ohne Kopf,« rief der Neger beleidigt. »Ich sein kein Afrikaner, ein freier Mann aus Rio Janeiro.«

»Aber dein Vater, Jupiter, er war gewiß ein Afrikaner, denn du bist eine so ächte Auflage von einem Neger, daß keiner derer, die wir zu erwarten haben, dich für einen Brasilianer halten wird.«

»Lassen gut sein, Don Bill, Jupiter wissen, seine Abkunft besser schätzen und darüber nicht können mehr spotten hören, sonst!« . . . Bei diesen Worten machte der Schwarze eine sehr ausdrucksvolle Bewegung mit der rechten Hand, nachdem er ein schmales langes und sehr scharfes Messer ein wenig gelüftet hatte, das in dem rechten Bein seiner blau- und weißgestreiften Schifferhosen steckte.

Bill hatte es vorsichtiger Weise für gut gefunden, den Platz wo er stand zu verlassen und sich so zu stellen, daß die Kessel ihn vor der ersten Wuth des Negers schützten und er ein Tau zur Hand hatte, an welchem er sich in das Tauwerk emporzuschwingen vermochte, wohin ihm, wie er wußte, der Schwarze nicht folgen konnte. Jupiter versah nämlich auf dem Fahrzeug die Stelle eines Koches und hatte keine Matrosendienste zu verrichten, während Bill ein auf einem Küstenfahrzeug aufgewachsener ehemaliger Schiffsjunge und jetzt einer der gewandtesten Leichtmatrosen des Schiffes war.

Der beleidigte Neger verwandte kein Auge von seiner Arbeit und vernichtete mit der größten Wuth alle Zitronen, welche in dem Korbe lagen. Bill hatte lange Weile und — muthwillig, wie alle seine Standsgenossen, gedachte er sich mit Jupiter einen Spaß zu machen. Er verließ daher, anscheinend gleichgültig seinen Platz und bestieg die Raa des großen Mastes, von wo aus er eine starke Leine bis auf das Verdeck des Schiffes gehen ließ. Dann zog er seine Schuhe aus, band sie oben fest und rutschte sodann ganz leise herab. Mit einer Geschicklichkeit, die wahrhaft bewundernswürdig war, kroch er dem Neger, der sich weiter nichts um ihn zu kümmern schien, näher und schlang das Ende der Beine durch dessen schlapp herab hängenden Gürtel, der gerade so viel Ende hatte, daß es geschehen konnte und so stark war, als es dem schlauen Bill nöthig schien

Jetzt kehrte er geschickt zurück auf die Raa, ergriff den Flaschenzug und begann nun, vorsichtig die Leine anzuziehen. Der unglückliche Jupiter spürte einen Druck um die Hüften und kehrte sich rasch um, in der Meinung, den Verwegenen, der sich mit ihm einen Scherz erlauben wollte, zu packen und zu züchtigen. Aber diesen Augenblick hatte der Schlaue oben auf der Raa abgewartet. Mit wenigen angestrengten Zügen schwebte der zappelnde Neger zwei Klafter hoch in der Luft und die Leine wurde nun festgeschnürt, so daß an ein Entrinnen oder Loswerden aus der beschwerlichen und gefahrdrohenden Lage nicht zu denken war. Jupiter hing, verlassen von menschlicher Hülfe, in einer schwindelnden Höhe, an einem sehr dünnen Tau, das kaum fähig schien, die Hälfte seiner Last zu tragen und tief unter ihm lag das Deck von kastilianischem Eichenholz, das hart und unnachgiebig, seinen Gliedern Zerstörung drohte, wenn er das Unglück haben sollte, aus so jäher Höhe auf dasselbe herabzustürzen. Auch war keine Möglichkeit vorhanden, sich ohne die Hülfe Bill's aus der schlimmen Lage zu befreien. Es blieb nur ein Ausweg, nämlich der einer demüthigen Bitte, zu welcher sich der Neger um so weniger herbeilassen wollte, da er dem Matrosen kurz vorher auf eine so brutale und grausame Weise gedroht hatte. Zu seiner größten Demüthigung senkte sich jetzt, wenige Fuß entfernt von ihm, ein anderes Tau herab, das eine weite Schlinge hatte, bis zu welcher der

listige Bill herabrutschte und, bequem in derselben Platz nehmend, einige Früchte hervorzog, um ein, dem Orte wo man sich befand, angemessenes Frühstück zu halten.

Dem Hohne des Knaben ausgesetzt, der mit Matrosengewandtheit es sich in seinem lustigen Sitze bequem machte, erfüllten Rachegedanken den Neger. Aber es fehlte ihm die Macht, dieselben auszuführen. Bald ward ihm seine Lage unausstehlich, das Gewicht seines Körpers preßte ihn dergestalt, daß er in laute Klagen ausbrach und den Jungen um aller Heiligen und heidnischen Götter willen bat, ihn aus seiner qualvollen Lage zu erlösen. Bill weidete sich noch eine Weile an der Verlegenheit des Negers der, wie ein Kreisel in der Luft umherbaumelte und gerne die Gefahr eines Sturzes aus solcher Höhe auf das Deck bestanden hätte, wenn das Seil gerissen wäre. Endlich hatte er die Sache überdrüssig, kletterte auf die Raa, band die Leine los und ließ jetzt den Flaschenzug ablaufen, unbekümmert, wie der Neger auf dem Deck anlangen würde. Die Fahrt abwärts ging rasch genug; Jupiter stürzte halb leblos auf die Bohlen und kam durch den Fall sowohl, als auch durch das plötzliche Aufhören des Druckes wieder zum Gebrauch seiner Sinne. Er blieb aber lange noch seufzend am Boden liegen, um sich zu erholen und durch Reiben die leidenden Stellen seines Rumpfes zu lindern, während der gewandte, listige Bill längst wieder

in seiner Want saß, um den Strom zu beachten, von woher man die Ankunft des Kapitains erwarten mußte.

Nachdem wir auf solche Weise unsere lieben Leser an Bord des Schiffes eingeführt haben, das für einige Zeit der Schauplatz unserer Erzählung werden soll, schreiten wir zur näheren Erklärung der Bestimmung desselben. Das Schiff war ein portugiesisches Fahrzeug, und zum Behuf des Sclavenhandels am Zaire angekommen. Der Kapitain Colas war in diesem Augenblicke abwesend, um eine große Anzahl Sclaven einzuhandeln, die einer der Häuptlinge, der mehrere Meilen höher hinauf am Strom wohnte, ihm durch Unterhändler hatte anbieten lassen. Bald werden wir den Mann, der ein so gräßliches Geschäft betrieb, näher kennen lernen. Es ist aber vorher rathsam, unsere Leser mit der Einrichtung des Schiffes näher bekannt zu machen. Dasselbe hieß Santa Virgina, war mit zwölf langen Kanonen bewaffnet und führte 36 Matrosen, von denen aber in diesem Augenblick die größte Mehrzahl und namentlich die handfestesten Leute, mit dem Kapitain abwesend waren, um die Neger, welche man zu erhalten hoffte, an Bord zu bringen. Zwei große Boote waren abgegangen und man erwartete sie noch an diesem Abend zurück. Die Einrichtung des Schiffes entsprach ganz dem Zweck, den es hatte. Der ganze Raum desselben unter dem Deck war in einen großen, niedern Saal verwandelt, der durch einen Bohlenverschlag in zwei

Abtheilungen getheilt war. Die größere war für die männlichen Sclaven bestimmt und faßte deren etwa dreihundert, obwohl die Menschen bei solcher Anzahl nur zur Hälfte liegen konnten, während die andere Hälfte mit eingezogenen Knieen sitzen mußte. Der Raum war zugleich so niedrig, daß ein gutgewachsener Mann nur gebückt darin stehen konnte. Von der großen Kajüte her, woselbst der Kapitain und die Steuerleute wohnten oder gewöhnlich sich aufhielten, gähnten die Mündungen zweier Karthaunen in das dumpfe Behältniß, welche im Falle des Aufruhrs unter den Schwarzen bestimmt waren, Tod und Verderben unter die dicht zusammen gedrängten Menschen zu speien. Diese fürchterlichen Vorkehrungen schienen dem Sclavenhändler wenigstens für den Anfang der Reise nöthig zu sein, falls die Liebe zur Freiheit die Oberhand bekommen und das unterdrückte Gefühl ausbrechen sollte. Auf offener See hatte man weniger zu fürchten, denn das schreckliche Loos raubt Schwachen bald den Muth und den Muthigen die Kraft zum Kampfe und die sorgfältigen Vorkehrungen, welche man trifft, um sich der Neger, denen man nicht trauen zu können meint, zu versichern, verhindern jede Widerspänstigkeit.

Das andere Behältniß ist kleiner und für die Frauen, Mädchen und Kinder bestimmt; denn auch Kinder sind für den Negerhändler eine willkommene Waare und die Unschuld der Kleinen ist für ihn nur ein um so größerer

Sporn, sich ihrer so viele zu verschaffen, als er nur vermag. Kinder sind ja noch gelehriger, fügsamer, als Erwachsene. Man kann sie leichter bändigen, erziehen und lehren, wie man will; auch leben sie länger und man kann sie also auch länger benützen. Ueberdieß essen sie nicht so viel, als große Leute und ihr kleiner schwacher Körper krümmt sich in einen Raum zusammen, wohin man die älteren Sclaven nicht bringen kann. Deßhalb und noch aus vielen andern Gründen, verschont man auch der armen Kinder nicht und füllt mit ihnen die leeren Räume aus.

Die Waaren, welche die Sclavenhändler führen, um den Tauschhandel mit den Eingebornen betreiben zu können, sind in Europa von nur geringem Werth. Branntwein ist der gesuchteste Artikel und um dieses elende Getränke, dieses Leib und Seele verderbende Gift zu erhalten, wird oft die Existenz ganzer Ortschaften vernichtet und über unschuldige, friedliche Völkerschaften Tod und Verderben gebracht. Man erzählt Beispiele, daß Negerfürsten oder Häuptlinge ihre eigenen Unterthanen zu hunderten den Sclavenhändlern übergeben haben unbekümmert um die Folgen für sie selbst, wenn sie nur im Stande waren, sich das beliebte Getränke zu verschaffen. Nach andern Gegenständen sind sie weniger begierig, es müßten denn Dinge sein, welche zur Befriedigung einer lächerlichen Eitelkeit dienen könnten. So sieht man öfters Negerhäuptlinge, welche in mili-

tärischer Uniform einher stolziren, große dreieckige Hüte tragen, und dabei barfuß gehen. Oder es ist nichts Ungewöhnliches, sie nur mit einelnen Kleidungsstücken, die sie von Europäern oder Amerikanern erhandelten, behängt zu sehen, während sie sonst im gewöhnlichen Zustande der Nacktheit bleiben, und nichts haben, um die andern entblößten Theile des Körpers zu bedecken. Große Schnüre von Glaskorallen, rothe und gestreifte, oder auch gewürfelte Zeuge, die in Ostindien oder Europa verfertigt werden — man nennt sie ihrer Bestimmung gemäß Guineas — Messer, schlechte Flinten, Pulver und Blei, das sind die gesuchtesten Waaren. Nach andern Dingen, namentlich nach Mitteln zur Befriedigung des menschlichen Geistes, wird nicht im Mindesten gefragt, denn der Charakter der Neger und ihre ganze geistige Richtung steht nicht nach solchen Sachen. Jetzt zur Betrachtung dieser Menschen selbst.

Der Neger hat bei einer mehr oder minder schwarzen Farbe, eine dicke, sammtartig anzufühlende Haut; einen eigenen, starkriechenden Schweiß und größtentheils krauses Wollenhaar, gewöhnlich von schwarzer, zuweilen von röthlicher Farbe. An dem schmalen, zusammengedrückten Kopfe tritt der Untertheil des Gesichtes weiter, als bei den übrigen Menschenracen, hervor, und gibt dadurch dem Neger, bald mehr, bald minder, einige Aehnlichkeit mit dem Affen.

Die geplätschte Nase und die hochaufgeworfenen rothen Lippen, so gewöhnlich sie auch bei den Schwarzen vorkommen, sind ihnen dennoch nicht durchaus und allgemein eigen. Es gibt Neger mit erhabenen Nasen und feingebildeten schwarzen Lippen. Hingegen haben sie fast durchgängig schön geordnete weiße Zähne, die sich bei ihnen durch Hülfe eines wohlriechenden, fein gespaltenen Holzes stets gesund und glänzend erhalten, wozu freilich ihre einfache Lebensart auch sehr viel beiträgt.

Die Züge der Neger sind bald roher, bald sanfter. Sie haben theils große, theils auch kleinere Augen von verschiedenen Farben. Ihr Angesicht verräth öfters sehr viel Verstand, bei sehr vielen bemerkt man aber den betrübenden Ausdruck großer Stumpfheit, Sinnlichkeit und geistiger Armuth.

Ihr Körperbau ist dagegen meist sehr gesund und stark. Sie haben eine breite Brust und starke Schenkel; nur ist gewöhnlich ihr längeres Bein etwas eingebogen und ihr Fuß, vielleicht durch das stete Barfußgehen, sehr breit.

Aeußerst gelenkig und kraftvoll übertreffen sie unter der heißen Sonne in jeder Art von körperlicher Arbeit die Europäer, selbst die Abkömmlinge derselben, welche innerhalb der Wendezirkel geboren worden sind. Dieses ist denn auch der Grund, weßhalb man überhaupt Sclaven aus Afrika zu erhalten sucht, denn nur sie

können im senkrechten Sonnenstrahl ohne Beschwerde arbeiten und ertragen die Einflüsse des heißen Klimas, ohne ihnen zu erliegen, mit bewundernswürdiger Ausdauer. Europäer oder ihre Abkömmlinge sind dagegen nicht nur außer Stande, in der Hitze zu arbeiten, sondern sie verlieren schnell Kraft und Gesundheit und sterben an den eigenthümlichen und schrecklichen Krankheiten.

Auch die Negerinnen sind großer Anstrengungen fähig. Wie bei allen rohen Völkern, so werden sie im Vaterlande von den Männern zu den schwersten Arbeiten angehalten, während diese sich dem Vergnügen der Jagd, oder der Trägheit überlassen und nur zur Zeit des Krieges zu großer Thätigkeit geneigt sind.

Eine brennende Sonne und dadurch ein ewiger Strom von Licht und Kraft, erzeugt einen übermäßig großen Drang zum Wachsthum und Zunehmen. Die Erde gibt fast freiwillig ihre Gaben und die Scholle darf kaum umgerührt werden, so geben vielfache Getreidearten dem Neger die Einsaat hundertfältig zurück.

Ohne Anbau schießen für ihn die saftigsten Früchte und die feinsten Wohlgerüche hervor. Der einzige Palmbaum gewährt ihm den erquickendsten Wein, eine wohlschmeckende Nahrung, einige Theile seines Hausrathes und fast die ganze Bedeckung seines Körpers und seiner Wohnung; seine dicke Haut macht ihm mehrere Widerwärtigkeiten des Klimas erträglich.

Daher ist denn aber auch die Trägheit des Negers so groß, daß er auf seinem reichen Boden zuweilen Hunger leidet und sich sorglos den Anfällen reißender Thiere preißgibt.

Demungeachtet darf man nicht glauben, daß es den Negern an Anlagen fehle, gesittete und kluge Menschen zu werden. Sie legen große Beweise von Geschicklichkeit bei ihren Arbeiten an den Tag; sie verfertigen mancherlei nützliche Dinge in ihrem Vaterlande und erwerben sich sehr bald Kenntnisse in den Handwerken, in welchen man sie unterrichtet. Man rühmt aber auch viele schätzbare Eigenschaften ihres Geistes, Wohlthätigkeit, Treue, Gastfreundschaft. Der große Reisende Mungo Park gibt ein schönes Beispiel des Dichtertalents und der Gastfreundschaft der Afrikaner. Als dieser kühne Entdecker an einem ungestümen Abend, hungernd und von allen verlassen, sich zum Uebernachten unter einen Baum zu setzen gezwungen sah, erregte er das Mitleid einer vorübergehenden Negerin. Sie führte ihn gutmüthig in ihre Hütte, zündete eine Lampe an, breitete eine Matte vor ihm aus, setzte ihm einen gebratenen Fisch zum Abendessen vor und deutete ihm an, er könne sich nun ohne Sorgen schlafen legen.

Während seines Nachtlagers fuhren die weiblichen Hausgenossen seiner Wohlthäterin fort, Baumwolle zu spinnen und eine derselben sang nun folgendes Lied nach einer sanften und klagenden Melodie, während die

übrigen schwiegen und immer nur die letzten Worte der Strophe im Chor begleiteten.

Die Winde sausten, der Regen fiel
Der arme Weiße, matt und verdrossen,
Kam und setzte sich unter unsern Baum.
Er hat keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt,
Keine Gattin, die ihm Korn stampft.

Chor.

Beklaget den Weißen
Er hat keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt,
Keine Gattin, die ihm Korn stampft!

Derselbe Reisende widerlegt auch die ungerechte Beschuldigung, daß die Neger gefühllos gegen ihre Aeltern wären. Er sagt, daß es für die Schwarzen keine größere Beleidigung gebe, als wenn man von ihren Aeltern Nachtheiliges spräche, oder sie schmähe. »Schlage mich, nur schimpfe meine Mutter nicht« ist ein in Afrika geltender Spruch. Ein einziges Beispiel kindlicher Liebe, das wir hier noch anführen wollen, möge unseren lieben Lesern als Beweis dafür dienen.

Ein Agraffi-Neger am Flusse Volta war durch mancherlei Unglücksfälle tief in Schulden gerathen. Zu ihrer Bezahlung blieb ihm nur der Verkauf seiner Kinder oder seiner selbst übrig. Aus Vaterliebe wählte er das letztere und übergab sich willig dem Gläubiger, der ihn auf das Schiff eines Sclavenhändlers führte. Hier wartete er schon auf die gefürchtete Abreise nach Westin-

dien, als sein Sohn, tief gerührt über das Schicksal des Vaters, den Entschluß faßte, ihn aus kindlicher Dankbarkeit zu befreien. Er kam nebst mehreren seiner Familie zum Schiffe mit dem Verlangen, einen bejahrten Sclaven gegen einen jüngeren umzutauschen. Der Anblick eines schönen, starkgebauten Negers bewirkte die schnellste Einwilligung des Tausches. Als nun aber dieser gute Sohn den Vater in Ketten vorführen sah, welch' eine Scene! Er stürzte ihm in die Arme, weinte Freudenthränen, ihn retten zu können, ließ sich für ihn in die Eisen schlagen und blickte mit unglaublicher Genugthuung und Heiterkeit auf die Seinigen hin.

Wer könnte bei einem so erhabenen Schauspiel ungerührt bleiben? Nur der rohe Sclavenhändler fühlte keine Theilnahme und frohlockte über den vortheilhaften Tausch. Aber andere Europäer ließen diese Handlung kindlicher Ergebenheit und Liebe nicht ungerührt vorübergehen. Isert, der Erzähler dieser Thatsache und Augenzeuge der ganzen Scene, zeigte diese erhabene Handlung dem dänischen Gouverneur der dortigen Besitzungen an. Der würdige Beamte, durchdrungen von Menschenliebe, vermittelte sofort die Befreiung des Sohnes und so erndtete dieser durch eine glückliche Rückkehr ins Vaterland in Gesellschaft seines Vaters und der übrigen Familie den Lohn der edelsten That.

Eben so finden sich die rührendsten Züge brüderlicher Liebe, die Beweise unerschütterlicher Redlichkeit und

der treuesten Freundschaft. Menschen, in deren Brust so schöne Gefühle thronen und die solche Beweise von Gefühl und Talent ablegen, können nicht durch die Nachrede beschimpfender Eigenschaften gebrandmarkt werden und wie thöricht würde es sein, wenn die Europäer nach Sclaven geizten, welche gefährlich für das Wohl, Leben und Eigenthum ihrer Besitzer, sie in einem beständigen Zustande der Angst und dem drückenden Gefühl der Todesgefahr erhalten müßten. Dieses ist aber nicht der Fall; nur die fürchterliche Grausamkeit mancher Pflanzer rief Empörungen unter den Negern hervor und dann entfalteten sich jene heißen Leidenschaften, die sie zur fühllosesten Grausamkeit hinreißen. Kann man ihnen verdenken, daß sie sich zeigten als das, wozu sie die Natur selbst geschaffen zu haben scheint?

Wir kehren nach dieser ziemlich langen Abschweifung wieder zurück, um den Faden unserer Erzählung wieder aufzunehmen. Die Sonne neigte sich schon stark dem Meere zu und aus Lagunen und Sümpfen stiegen die Nebelsäulen gleich gespenstischen Thürmen in die tiefblaue Luft empor. In den Wipfeln der Bäume wurde es lebendig; das Geschrei der Thiere belebte das todte, wenn gleich herrliche Naturgemälde. Lieblich kühle Lüfte zogen über die rauschenden Stromwasser und die Last der Hitze ließ nach, um dem behaglicheren Gefühl süßer Ruhe Platz zu machen. Die Matrosen, welche bisher in dumpfem Schlaf unter Deck gelegen

erschienen jetzt, um den Kameraden bei den nöthigen Arbeiten beizustehen. Der Steuermann ging, eine Cigarre im Munde, auf dem Hinterdeck umher, anordnend was geschehen sollte und das Schiff bot bald einen erfreulicheren Anblick dar.

Noch immer hoffte man auf die Rückkehr des Capitains und vom Tauwerk des Hauptmastes hielt beständig unser Bekannter Bill seinen Ausguck. Plötzlich brach der junge Bursche in einen lauten Jubelruf aus, denn in tiefer Ferne zeigte sich ein Fahrzeug, dem eines, zwei, drei, bis zu zehn Booten folgten. Man denke sich die Freude der Matrosen über die Rückkehr ihrer Gefährten an die sie die Hoffnung knüpften, endlich einmal aus dieser Hölle von Langeweile erlöst zu werden, denn das Schiff lag schon fünf Wochen an dieser Stelle und man hatte schon den Glauben verloren, dasselbe vollkommen mit Negern besetzen zu können. Doch das Nähere über den Erfolg der Reise in das Innere im nächsten Kapitel.

Viertes Kapitel.

Des Mannes Antlitz ist der Spiegel seiner Seele.

Ein günstiger Ostwind bließ in die Segel der Boote, die aus dem Innern des Landes nahten, um eine sehr große Anzahl von Sclaven an Bord des Schiffes zu bringen. Jedes der zehn Fahrzeuge trug einen Theil der Last; die meisten Sclaven waren in den beiden großen Booten, welche, das eine von Kapitain Calas das andere vom Obersteuermanne Cabral geführt wurden. Bald nahte die Flotte dem Schiffe, das sie mit Kanonendonner begrüßte und plötzlich war der ganze Arm des Flusses belebt durch eine sehr große Anzahl von Menschen, welche mit Geschrei und Toben ihre Fahrzeuge am Schiffe zu befestigen oder das gegenüber liegende Land zu erreichen suchten, woselbst die schwarzen Schiffer sich neugierig versammelt hatten, um das interessante Schauspiel zu betrachten.

Eine ganze Bevölkerung war auf die einzelnen Fahrzeuge vertheilt. Männer, Jünglinge, Knaben, Frauen, Mädchen, Säuglinge — alle diese, verschieden an Alter und Geschlecht, waren ihrem Vaterlande, der Scholle, die sie bisher ernährt hatte, entrissen und zu Leibeigenen gemacht worden. Entsetzen oder verhaltene

Wuth, Muthlosigkeit und Verzweiflung — diese widersprechenden und heftigen Gefühle malten sich auf dem Antlitz der erwachsenen Sclaven, während die Kinder still und ängstlich weinend sich in den Kanots niederkauerten und das Kreischen hungernder und erschreckter Säuglinge zuweilen aus dem allgemeinen Getöse vernommen werden konnte.

Es war die Bevölkerung des zerstörten Dorfes, der Rest der Bewohner, der dem Verderben entronnen war und ein Leben gerettet hatte, das tausendmal schlimmer für manchen sein sollte, als der grausamste Tod.

Unsere lieben Leser werden jetzt erwartungsvoll nach Jallo und seinen beiden Kindern schauen. Auch diese uns bereits bekannte Familie, befand sich auf dem Boote des Kapitains. Jallo lag noch immer gefesselt am Boden des Fahrzeugs. Sein Antlitz trug die Spuren des düsterſten Kummers. Die beiden Knaben saßen bei ihm und bemühten sich, unbewußt des traurigen Schicksals, welches sie nach kurzer Zeit schon erwartete, durch kindliche Schmeicheleien und durch liebevolles Zureden den Vater zu beruhigen. Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Das Herz des Negers war gebrochen. Er wußte, was ihn erwartete und der Gedanke an das schreckliche Loos, welches seine ihm über alles theueren Söhne treffen sollte, schnürte ihm die Brust zusammen. Wohl dachte der kräftige und entschlossene Neger an die Flucht; aber jede Hoffnung auf die Möglichkeit derselben war

ihm jetzt abgeschnitten und was konnte ihm das Leben, die Freiheit gelten ohne die Knaben, an denen sein Herz mit inniger heißer Liebe hieng, die der einzige Trost der ganze theure Reichthum seines Daseins waren und welche er jetzt bald verlieren sollte.

Die Vorbereitungen zur Aufnahme der Neger in dem Schiff waren jetzt beendigt und die Matrosen wurden angewiesen, sie zum Besteigen des Verdecks anzuhalten. Schon der Empfang war schrecklich. Zwei Portugiesen stellten sich, Hetzpeitschen in der Hand, in das erste Boot, welches zu der an der Schiffswand angebrachten Treppe gerudert worden war Eine Leine, welche um die Brust aller Neger auf diesem Fahrzeug gelegt worden, lief auf das Verdeck. Durch diese Vorrichtung verhinderte man, daß keiner der Unglücklichen, wie es schon öfters geschehen war, in der Hoffnung auf das Entkommen sich in den Strom stürzen konnte, um schwimmend das rettende Ufer zu erreichen. Die Verzweiflung der Neger, welche in die Sclaverei gerathen sind, ist aber nicht selten so groß, daß sie den Tod vorzogen und Angesichts der Sclavenhändler sich in die Fluthen stürzten, um einem Leben, das für sie ohne Freiheit keinen Werth mehr hat, freiwillig ein Ende zu machen. Man hatte jedoch Mittel gefunden, diesen Ausbrüchen des Lebensüberdrusses der Neger vorzubeugen. Jetzt also erhielten die Sclaven Befehl, das Verdeck zu besteigen. Langsam und in großen Pausen

wanderten die armen Menschen hinauf, wo sie eine neue Demüthigung erwartete. Eine lange Kette lag auf den Bohlen und an dieser waren in Abtheilungen von je ein und einem halben Fuß Ringe angebracht, welche genau um den Theil des Fußes oberhalb der Knöchel paßten. Durch einen Nagel, mittelst dessen man den Ring vernieten konnte, versicherte man sich der Neger auf die einfachste Weise und jeder der an die Kette gelegten war dann völlig außer Stande, seine Glieder nach seinem Willen zu gebrauchen. Mit dumpfem Entsetzen sahen sich die Unglücklichen auf diese Weise fesseln und der Klang der Hämmer und des Amboßes, mittelst deren dieses Geschäft verrichtet wurde, rief bei denen, welche dieses Verfahren erst erwartete, Angst und Entsetzen hervor.

Jallo war der letzte im Boote und wurde jetzt angewiesen, seinen vorangegangenen Gefährten zu folgen. Man hatte die Stricke entzwei geschnitten, welche seine Füße bisher gefesselt und blutige Spuren an denselben zurückgelassen hatten. Der Unglückliche litt unaussprechliche Schmerzen. Seine Glieder, an denen die dünnen Leinen tiefe Einschnitte gemacht hatten, waren fast abgestorben, weil das Blut nicht mehr gehörig cirkuliren konnte. Mühsam erhob sich der schwere, starke Mann; aber unfähig, sich auf den völlig leblosen Füßen zu erhalten, wankte er einen Augenblick und stürzte sodann hart auf die Rippen des Bootes nieder. Die beiden Matrosen sahen

kaum, daß der Unglückliche fiel, als sie auch schon die schweren Peitschen schwangen und einen Hagel fürchterlicher Peitschenhiebe auf den nackten Leib des Negers richteten. Stöhnend vor Schmerz krümmte sich der Arme unter der Hand seiner Peiniger und das durchdringende Jammergeschrei der Knaben, die ihren Vater also mißhandeln sahen, drang hinauf auf das Verdeck. Diese Unterbrechung rief den Capitain an die Gallerie, um nachzusehen, welches Hinderniß sich dem Fortgange des Geschäftes entgegenstellte.

Capitain Calas war ein Mann von mehr als gewöhnlicher Körpergröße. Er trug eine sammtne Schifferjacke, die gewöhnlichen gestreiften Beinkleider der Matrosen und zum Unterschiede von den Seinen eine carmoisinfarbene, mit schweren goldenen Troddeln versehene Schiffermütze. Aus Gewohnheit ließ er den Bart wachsen, der ihm bis auf die Brust herabhing und seinem wilden Gesichte einen noch furchterregenderen Ausdruck gab. Gefürchtet durch seine rohe Grausamkeit und durch mehrere schlimme Gerüchte, welche ihn großer Unthaten beschuldigten, erzwang er durch eine erbarmungslose, unnachsichtige Strenge die Vollziehung seiner Befehle. Sein Benehmen gegen seine Mannschaft war kalt und zurückhaltend. Nie redete er mehr mit ihnen, als was nöthig war, um ihnen seinen Willen kund zu thun und unter keiner Bedingung duldete er je einen Widerspruch. Alle seine Handlungen waren kalt und

wohlabgemessen und was er befahl oder für nöthig hielt, wurde ausgeführt, kostete es auch, was es wollte und mußte auch die größte Härte dabei angewendet werden. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er nie, außer dann, wenn kein anderer Ausweg blieb, zum Aeußersten schritt; aber wenn er es einmal für nöthig hielt, zu strafen, dann blieb er auch taub für alle Bitten und Vorstellungen.

Die Neger hatten an ihm einen wohlberechnenden Gebieter. Mit einer Sorgfalt, die mit nichts zu vergleichen war, als mit der eines umsichtigen Arztes, wachte er, so viel es sich thun ließ, über die Erhaltung ihrer Gesundheit. Die Folge unserer Erzählung wird uns mancherlei kennen lehren, was er zu diesem Ende that. Aber wer dabei denken wollte, daß Capitain Calas aus Menschenliebe für das Wohl seiner Sclaven bedacht war, der würde sich in einem sehr großen Irrthume befinden. Die Triebfeder aller guten und bösen Handlungen des Kapitain Calas war ein wohlberechnender Geiz, der nie seines Ziels vergaß, sondern dasselbe durch alle Mittel, welche ihm zu Gebote standen, zu erreichen suchte. Aus Gründen, welche nur ihm selbst bekannt waren, legte er nie wieder an demselben Orte der afrikanischen Küste an, wo er früher schon einmal gewesen war. Bei jeder Reise hatte er eine andere Mannschaft, den Obersteuermann Cabral und etwa fünf alte erfahrne Bootsleute ausgenommen, die ihm aus un-

bekannten Ursachen sehr ergeben waren und auf deren Treue er fest zählen konnte. Bei jeder neuen Fahrt erhielt auch das Schiff einen andern Anstrich und die Zahl der Kanonen, welche auf dem Verdeck standen, wurden bald willkührlich vermehrt, bald vermindert. Der Ruf sagte von ihm, daß seine Mannschaft gut genährt und bezahlt werde und schilderte ihn für einen Vorgesetzten, der nie strafte, wenn nicht der Ungehorsam eines Untergebenen ihn dazu zwang. Aber dennoch war es schwer für ihn, seinem angenommenen Grundsatze gemäß bei jeder Reise neue Mannschaft an Bord zu nehmen, denn Furcht und schlimme Gerüchte, welche sich unter den Matrosen verbreiteten und die von jeder abgehenden Mannschaft vermehrt wurden, hielten die Leute ab, sich bei ihm zu verdingen.

Dieser seltsame und gefürchtete Mann trat jetzt an das Geländer des Verdecks und auf seinen Wink ruhten die Peitschen der Matrosen. Die beiden Knaben, welche sich verzweiflungsvoll über den nackten Körper ihres Vaters geworfen hatten, um ihn mit ihren Leibern zu bedecken, schauten — wie mit dem Blick des Elends der Unglückliche flehend zum Himmel starrt, — hinauf zu dem Manne, auf dessen Befehl ihre Peiniger inne hielten. Auch Jallo sah den Kapitain an, schlug jedoch hoffnungslos das Auge nieder bei dem Blick kalten Hohnes, der aus dem Antlitz des Mannes leuchtete.

»Sind das deine Kinder, Sclave?« fragte Calas mit spöttischem Ton.

Jallo gab hierauf keine Antwort. »Bringt die Knaben herauf« fuhr Calas fort, als er vergebens einer Gegenrede harrte. Die beiden Matrosen ergriffen Jumina und Barka, der sich heftig sträubte und trugen sie trotz ihres Widerstandes auf das Verdeck, wo man sich ihrer versicherte. In diesem Augenblicke war Jallo ganz allein in dem auf den Wellen schwankenden Boote. Er erhob sich; sein Auge blitzte und er sah rasch nach allen Seiten, um den günstigsten Weg zur Flucht zu erspähen. Da ertönte das Jammergeschrei Barkas, den der Kapitain seines heftigen Widerstandes wegen an die Kette legen ließ. Jallo vergaß schnell, daß er Gefangener war, daß es in diesem Augenblicke in seiner Macht stand, sich seinen Peinigern zu entziehen; er wankte bis an die Treppe und bestieg, so rasch er es vermochte, das Verdeck. Hier angelangt ergriff man ihn und binnen wenigen Augenblicken fesselte ein eisernes Band die Glieder des Vaters und des Sohnes.

Jumina drängte sich jetzt heran und bot seine Hände dar. Aber ihm war der Platz bei den andern Kindern bestimmt und man trieb ihn zu dem Haufen derselben. Der Knabe stürzte vor Calas auf die Knie nieder und bat mit herzzerreißendem Geschrei, ihn nicht von den Seinen zu trennen und ihn wenigstens mit seinem Vater an dieselbe Kette zu legen. Fürchterliche Peitschen-

hiebe und ein schallendes Hohngelächter beantworteten seine Bitten; sie waren die einzige Antwort auf einen so rührenden Beweis der treuesten kindlichen Liebe.

Bis gegen Morgen hatte Kapitain Calas und die Seinen angestrengt zu arbeiten, um die Neger im Raume unterzubringen und ihnen ihre Stelle, woselbst sie für die ganze Dauer der Reise bleiben sollten, anzuweisen.

Während man auf dem Verdeck damit beschäftigt war, lagen am Ufer, oder rings um das Schiff die Kanots der räuberischen Neger, welche Jallos Dorf überfallen hatten. Ihr Anführer war bei Kapitain Calas auf dem Schiffe. Er hatte Jyllah, den Spion, und noch sechzehn von seinen Kriegern mitgebracht, um die Waaren in Empfang zu nehmen, gegen welche er mit Kapitain Calas zum Umtausch der Neger einig geworden war. Der Steuermann Cabral trank ihm und seinen Kriegern so wacker zu, daß sie bald außer Stande waren, ihre Sinne zu gebrauchen und trunkenen Muthes auf dem Verdecke umhertaumelten. Kapitain Calas wäre längst schon im Stande gewesen, seine Rechnung mit ihnen abzuschließen; aber er saß finster brütend in seiner Kajüte und überlegte, wie er es machen könnte, seinen Verbindlichkeiten und derer, gegen welche er sie zu erfüllen hatte, zu gleicher Zeit ledig zu werden. Der Tag brach jetzt an und der entscheidende Augenblick sollte kommen. Kapitain Calas umgürtete sich mit einem kurzen, scharfen und schweren Hirschfänger, steckte zwei

Paar Pistolen in seinen Gürtel, band ein starkes seidene Tuch um den Kopf und eines dergl. von brennend rother Farbe um den Leib. Dann legte er die Schifferjacke ab, stülpte die Hemdärmel auf und enthüllte seine langen, außerordentlich muskulösen und sehnigen Arme, welche eine ungeheuere Kraft verriethen. Jetzt nahm sein Auge einen wilden, entschlossenen Ausdruck an und sein ganzes Wesen verlor den Anstrich geschmeidiger, fast jüdischer Fügsamkeit, den er als Händler gezeigt hatte. Er stand und starrte mit finsterem, glühendem Blick in die Ecke der Kajüte, wohin das schnell erwachende Tageslicht nicht zu dringen vermochte. Wer ihn jetzt gesehen hätte, würde einen fürchterlichen Seeräuber in ihm erkannt haben. Zu Ende mit seinen Gedanken, ergriff er jetzt die Klingelschnur, und zog mit stürmischer Gewalt an derselben. Der Matrose, welcher außen seiner Befehle harrte, Bill, unser alter Bekannter, stürzte in das Gemach und bebte zurück, als er sah, daß der Befehlshaber des Schiffes so schreckenerregende, Unheil verkündende Vorbereitungen getroffen hatte, denn bisher war er seinen neuangeworbenen Leuten nur als friedlicher Handelsschiffer und Sclavenhändler erschienen.

Der Kapitain bemerkte den Eindruck, den sein Aussehen auf den jungen Menschen hervorbrachte; aber er war entweder zu sehr mit seinem Anschlage beschäftigt, oder es lag ihm nichts daran, was seine Leute von

ihm dachten — genug, er rief mit einer gedämpften Stimme, die gegen sein ungestümes Stürmen an der Klingel in grellem Widerspruch stand: »Rufe Cabral, Antonio, Sutor, St. Aulaire, Fernando und Carlos hierher.«

Bill eilte zitternd auf das Verdeck, woselbst er die Bootsleute beim Steuerrade stehen sah und ihnen nun den Befehl des Kapitains ausrichten konnte. Sie schienen diesen schon erwartet zu haben, denn sie eilten so schnell, als möglich, in die Kajüte und ließen Bill stehen, der ihnen kopfschüttelnd nachfolgte, indem er fluchend und mühsam den Negern auswich, die trunkenen Muthes tanzend, taumelnd und springend ihrer durch den Geist des Branntweins hervorgerufenen Lust freien Lauf ließen.

Calas empfing seine Vertrauten mit einem Blicke, den sie sehr wohl verstanden. »Habt ihr alles in Ordnung gebracht?« fragte er mit wildem Lächeln.

»Die Kanonen sind geladen, die Segel dürfen nur ausgeschüttelt werden, um die Briese aufzunehmen, welche aus Südost bläs't und mit wenigen Zügen werden wir den Anker haben, den ich schon zur Nacht stark anholen ließ. Die Neger sind völlig trunken; sie werden uns nur wenig Widerstand leisten können und Ketten und Ringe liegen bereit;« entgegnete Cabral.

»An's Werk denn,« sagte Calas leise und spöttisch; »der Anführer mit seinen sechzehn Begleitern ist unser

und damit haben wir, denk' ich alle Verbindlichkeiten gegen diese schwarzen Schurken erfüllt. Hinaus dann auf blaues Wasser und in der Havanna will ich meine Schuld bei euch abtragen. Weckt jetzt alle Mann, laßt sie sich bewaffnen und die Ausgänge des Verdecks besetzen, daß uns keiner entrinnt. Hebt den Anker und geht unter Segel. Sobald das Schiff sich rührt, komme ich hinauf und dann . . .«

Die Bootsleute und der Steuermann verließen die Kajüte mit wildem Hohngelächter und bald hörte man die Befehle des Steuermannes und das wohlbekannte Geräusch, welches das Beisetzen der Segel und das Knarren der Ankerwinde verursacht. Im Augenblick war das scharfe, schnellsegelnde Schiff in Bewegung und vom starken Winde getrieben, hatte es das freie Fahrwasser im hohen Strome schon erreicht, ehe die bestürzten und schlaftrunkenen Neger in den Kanots am Ufer die Entfernung desselben bemerkten.

Jetzt erschien Kapitain Calas auf dem Verdeck. Hier war die wildeste Verwirrung. Die Matrosen, mit Enterpicken, Säbeln oder kurzen Stoßdegen bewaffnet standen so am Geländer und auf Vor- und Hinterdeck vertheilt, daß sie nicht allein die Kanonen bedienen konnten, sondern auch die im Mitteldeck beim großen Mast stehenden Neger beobachten und an der Flucht hindern konnten. Alle Lucken waren geschlossen und aus dem Innern des Schiffes ertönte das dumpfe Geheul

der eng zusammengeschichteten Sclaven, welche am starken Schwanken des Schiffes merkten, daß sie in diesem Augenblick dem Vaterlande und dem Strande der Heimath ihr Lebewohl darzubringen hatten. Anders verhielt es sich mit den freien Schwarzen auf dem Deck. Erschreckt durch die raschen Vorbereitungen zur Abreise und noch mehr durch die kriegerischen Vorkehrungen zum Kampfe, bemühten sie sich, ihrer Sinne Herr zu werden und weckten ihren Anführer, der trunken unter einem Tische voll Gläsern und Flaschen lag. In diesem Moment legte sich das Schiff, vom Wind gefaßt, stark auf die Seite, Calas erschien auf dem Deck und durch eine Bewegung des trunkenen Negerfürsten, der sich nur mühsam erhob, stürzte das leichte Tischchen um und alle Gläser und Bouteillen zerschellten klirrend auf den harten Bohlen des Verdecks.

Die Macht des Schreckens ist bekannt. Das schrille Geräusch der zerschmetternden Gläser, die Bewegung des Schiffes, das Rauschen der Stromwasser, die es eilend durchschnitt, der Anblick der gefüllten Segel, in denen der Wind heulte, das dumpfe Geschrei der im Raume eingesperrten Menschenmasse, der Anblick der bewaffneten Matrosen, der Geruch der glühenden Lunten — alles dieses wirkte vereint mit furchtbarem Eindruck auf den Negerhäuptling. Einen Augenblick saß er, unfähig, sich alles schnell zu enträthseln, auf dem Boden des Verdecks; die betäubenden Dünste der geistigen Ge-

tränke kämpften mit dem furchtbar auf ihn eindringenden Bewußtsein der Verrätherei, welcher er und die Seinen zum Opfer fallen sollte. Aber unglaublich schnell bewältigte dieser freie, kräftige Sohn der Natur die Hindernisse, welche lähmend auf seinen Sinnen lagen. Instinktartig errieth er, daß es hier Kampf galt, Ringen auf Leben und Tod. Wie der im Lager schlafende, überraschte Tieger, sprang er empor, ergriff die erste, beste neben ihm liegende Lanze, stimmte das fürchterliche Kriegsgeschrei seiner Nation an und suchte seinen Mann unter den, ihm die Picken und die Mündungen der Flinten entgegenstreckenden Matrosen. Die Seinen wurden in diesem Augenblicke handgemein und das Verdeck war ein Raum, woselbst mit der wildesten und gräßlichsten Leidenschaft gekämpft wurde. Aus den Kähnen der Neger, die dem Schiffe mit aller Kraft nachruderten, erschallte jetzt zur Antwort auf das weithin dringende Schlachtzeichen des betrogenen Häuptlings ein wildes, gellendes Geheul und ein Hagel von Pfeilen und Lanzen zischte über das kampferfüllte Verdeck hin.

Nur ein Mann auf dem Schiffe übersah das Ganze und nahm nicht am Kampfe Theil. Es war Cabral, der Steuermann, der das Steuerruder in der Hand und die zu ihm herablaufende Leine des Hintersegels, das er selbst regierte, das Schiff durch die schäumenden Wellen der Barre am Ausfluß des Stromes in die See leitete.

Der Anführer der Neger sah den Kapitain Calas auf das Deck kommen und stürzte ihm, zwei Matrosen, welche ihn aufhalten wollten, mit gewaltiger Kraft niederwerfend, rachgierig entgegen. Calas nahm entschlossen sogleich den Kampf an, da er sich besonders dieses Mannes lebendig versichern wollte. Den Hirschfänger hoch zum Schlage gehoben, erwartete er besonnen den hitzigen Feind, der sich mit der Wuth eines wilden Thieres auf ihn stürzte und ihn mit der Lanze zu durchbohren suchte. Ein Hieb zerbrach die Waffe des Wilden, daß sie in Trümmern zur Seite flog und im nächsten Moment war er mit dem Anführer der Neger handgemein.

Einen Augenblick standen die beiden starken Männer und hielten sich fest bei den nackten, muskelvollen Armen gepackt. Jetzt versuchten sie es, sich einen Vortheil abzugewinnen und einander zu stürzen. Allein keiner wich auch nur einen Punkt von seiner Stelle. Auge in Auge getaucht standen sie mit gewaltiger Kraftanstrengung sich gegenüber und setzten ihren wüthenden Kampf fort. Wie zwei sehr starke Ringer, mit stiller aber gewaltiger Anstrengung einander zu überwältigen suchen; mit solcher Kraft und doch wieder mit so angestrengter Aufmerksamkeit war jeder von ihnen darauf bedacht, den andern zu verhindern, daß er das Messer nicht ergreifen und sich seiner Hände nicht bedienen konnte.

Im Schiffe wurde es jetzt still; die Neger lagen alle geknebelt am Boden und mehrere Matrosen eilten heran, um Calas beizustehen. Aber der Capitain, der dieses bemerkte und dessen Wuth entflammt war, herrschte ihnen schäumend zu: Zurück, oder . . »wenn er meiner Herr wird, so haut ihn in Stücke!« setzte er mit einer Stimme hinzu, die dumpf lautete, weil sie durch die gewaltige Anstrengung beinahe erstickt war.

So waren also die Matrosen genöthigt, unthätig dem Kampfe zuzuschauen. Eine athemlose, schwere Stille lag auf dem Schiffe; nur Cabral beschäftigte sich mit seinem Ruder und beobachtete die äußerste Sorgfalt, das Fahrzeug durch die schäumenden Sandbänke in tiefes Wasser zu bringen.

Endlich gaben die weicheren Sehnen des Wilden den eisernen Muskelbändern des Sclavenhändlers nach. Ermattet ließ er mit der rechten Hand los, um nach dem in seinem Gürtel steckenden Messer zu greifen. Aber in diesem Augenblicke erhielt Calas die Oberhand. Mit Anstrengung aller seiner Kraft und mittelst einer äußerst geschickten Wendung drehte er den ermattenden Neger überraschend schnell zur Seite und stürzte ihn auf das Angesicht zur Erde. Schon während er den Wilden niederwarf, ertönte das Jubelgeschrei des Cabral dem die Mannschaft, die in diesem Augenblicke den schwarzen Charakter ihres Anführers vergaß, beifällig antwortete.

»Heran,« rief Calas, indem er sich bemühte, den Neger an der Erde und in derselben Lage festzuhalten, »heran, denn mit ihm ein Ende zu machen, ist eure Sache.«

Die vier Bootsleute stürzten sich jetzt auf den Ueberwundenen; mit einer Geschicklichkeit, welche ihre Uebung in diesem Geschäfte verrieth, wurde er geknebelt und lag jetzt, ein Opfer der schändlichsten, niederträchtigsten Verrätherei, am Boden. Stöhnend vor ohnmächtiger Wuth wälzte sich der Unglückliche auf den Bohlen des Verdecks umher.

Die bösen Leidenschaften des Schiffsherrn waren jetzt entfesselt. Verstellten Antlitzes ging er mit kochender Wuth umher, um sich auszuathmen; dann rief er, als er bemerkte, daß der unglückliche Neger noch immer nicht ruhig wurde: »Hißt ihn auf, an die Raa mit dem Hunde!«

Die Bootsleute verstanden ihren entmenschten Gebieter und bald schwebte der Elende, an den gebundenen Händen und Füßen hängend, an einem einzigen Tau, das Antlitz mit den weit aus ihren Höhlen getriebenen Augen zu den aufschäumenden Wellen hinabgekehrt, außerhalb des Schiffes zwischen Himmel und Wasser, den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt.

Bis zu diesem Augenblick hatte man die Speerwürfe der Neger in den Kanots nicht beobachtet oder bemerken können. Die Aufregung der Seeleute ließ

es nicht zu und die Pfeilschüsse der Wilden, welche den begangenen Verrath bemerkten, oder wenigstens vermuthen mußten, daß ihrem Anführer und ihren Gefährten auf dem Schiffe ein schlimmes Loos bereitet wurde, konnten aus so großer Ferne keinen Schaden anrichten. Aber, wie wenn die Vorsehung so große Verbrechen auf frischer That hätte strafen wollen, ereignete sich plötzlich ein Vorfall, der das Verderben des gewissenlosen, in Sünden erwachsenen Kapitains, seiner Raubgesellen und der ganzen Schiffsmannschaft hätte herbeiführen können.

Das Schiff befand sich zwar im freien Meere, jedoch noch zwischen den Untiefen und Sandbänken, welche das Stromwasser und die Fluth im wechselseitigen Zusammenwirken an der Mündung des Zaire aufgehäuft haben. Der verwegene Schiffer, dem dieses verbrecherische Fahrzeug gehorchte, hatte zwar seine Verrätherei schlau genug berechnet und sein schwarzes Werk war ihm vollkommen gelungen. Aber er hatte nicht daran gedacht, daß die seichten Kanäle zwischen den Lagunen nicht tiefes Fahrwasser genug für sein fregattenartig scharf und tiefgehend gebautes Schiff enthalten könnten. Die Barre war jetzt glücklich passirt, die Kähne der Neger taumelten in weiter Ferne auf den brandenden Wogen und unweit des Schiffes floßen ruhig und breit die glatten und schweren Wellen des Ozeans. Der geschickte und erfahrene Steuermann, der den Lauf des Schiffes lenkte, holte schon Athem und gab dem Fahr-

zeug noch einen Ruderdruck, um es in das blaue Wasser zu bringen, als plötzlich eine fühlbare Erschütterung des Schiffes und ein scharfes, knirschendes Geräusch das Blut in den Adern aller Seeleute erstarren machte.

Kapitain Calas hielt inne in seinem Gang; sein Haar sträubte sich empor; er schaute unter sich, als hätte er zu seinen Füßen ein gräßliches Gespenst entdeckt und horchte mit athemloser Anstrengung . . .

Das Geräusch wiederholte sich — der Lauf des Schiffes stockt . . . noch ein schwerer Stoß — das Gebäude kracht in seinen Grundfesten . . . jetzt steht es still, fest gemauert und im nächsten Augenblick macht es eine schwerfällige Bewegung, als wenn es sich auf die Seite legen wollte . . . es ist *gestrandet, auf eine Sandbank gerathen!*

Ein verworrenes, wildes Geschrei ertönte — die Seeleute rennen nach dem Boote, welches am Taue angehängt, im Fahrwasser schwimmt. Andere wollen die Barkasse über Bord lassen — Entsetzen und die wildeste Unordnung nehmen im Augenblick überhand.

Calas sprang an die Falltreppe. »Wer wagt es, in einem solchen Augenblick das Schiff zu verlassen?« rief er mit wuthbebender Stimme. »An euren Posten, Bursche, oder ich jage dem ersten, der sich widersetzt, die Ladung meiner Pistolen in's Hirn! An euren Posten, sag' ich, oder es wird nicht gut! . .«

Die Matrosen standen still, durch die fürchterliche Drohung erschreckt. Keiner wagte es, weiter zu gehen.

Calas benützte diesen Augenblick und setzte hinzu: »Es ist Ebbe jetzt, aber in wenigen Augenblicken wird die Fluth kommen und das Schiff flott machen, Zimmermann in den Raum und sechs Männer von der Backbordswache. Seht nach, ob das Schiff leck ist und bessert aus. Ihr andern aber seht dorthin — setzte er hinzu, indem er über das Verdeck hinaus nach dem Ufer zeigte.

Die zehn Kähne der Wilden nahten dem stillstehenden Schiffe und jetzt galt es nicht feige Flucht, sondern den ernstesten, wildesten Kampf.

»Werft den Neger in die Lucke; herab mit ihm« — schrie Calas, indem er auf den Anführer der Neger zeigte, der dem Ersticken nahe noch in seiner fürchterlichen Lage an die Raa geknüpft war und dem die schaumbedeckte Zunge weit aus dem Munde hing; »das Geschütz zum Kampfe fertig, bewaffnet euch, denn jetzt gilt es mein und euer Leben.«

Schnell wurde der Befehl befolgt. Die Gefangenen wurden erbarmungslos in die Lucke gestürzt und diese mit einer eisernen Sperrstange geschlossen, so daß keine menschliche Gewalt im Stande war, sie von unten zu öffnen. Die Kanonen rollten, Flinten, Säbel und Pistolen klirrten; in einem Augenblick war alles kampfbereit.

Die Neger waren jetzt nahe genug und ein Hagel von Pfeilen und Speeren zischte unter dem gräßlichen Kriegsgeheul, das sie ausstießen, durch die Luft.

»Laßt sie näher heran, rief Calas, nehmt ihre Kähne auf's Korn, sucht sie unter dem Wasser zu treffen und dann laßt sie hinfahren zum Satan!«

Die Seeleute befolgten diese Weisung nur zu genau. Die Geschütze krachten, eines nach dem andern und fünf Boote schwammen in Trümmern umher. Die armen Neger, welche erst jetzt die fürchterliche Gewalt der Kanonen und die schreckliche Uebermacht, welche ihre Feinde besaßen inne wurden, schwammen heulend in der kochenden See umher; diejenigen, deren Boote noch unversehrt waren, flohen voll Furcht und Todesangst, ohne nur einmal den Versuch zu wagen, ihre Brüder zu retten.

Mehrere, welche tödtlich getroffen waren, sanken sogleich unter; jene hingegen, die nur verwundet waren, und mehr als vierzig gesunde, kräftige Männer rangen mit übermenschlicher Anstrengung, um das fast eine englische Meile entfernte Land zu erreichen. Aber Wind und Fluth setzten ihnen Hindernisse entgegen, welche sie mit ihrer schwachen Kraft nicht zu überwinden vermochten. Jetzt blieb ihnen nur noch ein Weg, um das Leben zu retten, nämlich der, das Schiff zu erreichen und hier gleich ihren Gefährten, Sclaven zu werden. Die Unglücklichen kamen näher und mehrere Matrosen,

von Mitleid ergriffen, machten Anstalt, sie zu retten und ihnen auf ein Boot oder auf das Verdeck zu helfen. Aber Calas rief:

»Das Schiff ist voll und ich habe kaum Vorrath genug für die Neger, welche im Raume liegen. Gebt ihnen den Rest.«

Niemand rührte sich, um den unmenschlichen Befehl zu vollstrecken.

»Flinten her! Cabral, Antonio, St. Aulaire, Fernando, nehmt die Flinten zur Hand!« rief der Grausame kaltblütig!

Die Genossen seiner Freveltaten erfüllten seinen Willen und — mit thränendem Auge wendet sich die Menschlichkeit von diesen Schauderthaten ab. Binnen kurzer Zeit war das grause Werk gethan. Von den im Wasser schwimmenden Menschen athmete keiner mehr!

Die Vorhersagung des fürchterlichen Führers dieses Schiffes traf ein. Unvermuthet kam das Schiff in Gang! Die Fluth hatte es gehoben und flott gemacht. Bald schwamm das Fahrzeug in blauem Wasser und binnen wenigen Tagen war Afrikas Küste, obwohl Calas südwestlich steuern ließ, aus dem Gesichtskreise.

Fünftes Kapitel.

Unter Thränen und wenn mir das Herz brechen will, muß meine Miene lächeln, um des strengen Gebieters Grimm nicht zu reizen!

Der friedliche, ruhige Ocean, welcher Afrikas Küsten von denen des neuen Continents trennt, ist ein bequemer und kurzer Weg für die Sclavenhändler gewesen, um schnell mit ihrer Ladung an den Markt zu kommen und sie vortheilhaft los zu werden. Jetzt ist es damit ein Anderes. Das seemächtige England, das freie Frankreich, das reiche Holland und andere gebildete Nationen haben diesen Weg und überhaupt den unmenschlichen Sclavenhandel verboten und da die Sclavenhändler den Piraten oder Seeräubern gleich geachtet werden, so ist diese Straße für sie die gefährlichste und sie müssen sich auf andern Seewegen zum westindischen Archipel zu schleichen suchen. Ueberall werden sie aber von den Kriegs- und Wachtschiffen verfolgt. Man nimmt ihnen ihre Fahrzeuge, nachdem man die Neger wieder in ihr Vaterland zurückgebracht hat und schwere Bußen treffen die ertappten Menschenhändler. Wie aber durch strenge Aufsicht das Böse und Schlechte sich nicht ausrotten läßt; sondern wie im Gegentheil

die Bösen nur um so schlauer ihre finstern Thaten ausüben und das verbotene Gewerbe durch die damit verknüpfte Gefahr in ihren Augen fast noch einen neuen Reiz bekommt; — so ist auch mit allen diesen redlich und gutgemeinten Vorkehrungen das Uebel bis zum heutigen Tage nicht ausgerottet, sondern es wuchert noch üppig fort und alle Wachsamkeit und Strenge vermochte den Sclavenhandel bis jetzt noch nicht zu unterdrücken.

Die Reise eines Sclavenhändlers dauerte ehedem, begünstigt durch die Strömung und die herrschenden Passatwinde 20 bis 30 Tage und die Negersclaven genoßen doch sodann das Glück, Gottes freie Luft, gesunde Nahrung und ein erträgliches Dasein zu haben. Jetzt währt eine solche Fahrt noch einmal so lange und durch das fürchterliche Gedränge im Raume des Schiffes, welcher einer unverhältnißmäßig großen Menschenzahl zum Aufenthalte dienen muß, für deren zehnten Theil er kaum hinreichte, durch die schlechte Kost, durch die verdorbene, fast immer erstickend heiße Luft und durch eine kaum zu beseitigende mit jedem Tag überhandnehmende Unreinlichkeit erzeugen sich Krankheiten, welche schon auf der See eine sehr große Anzahl von Menschen dahinraffen.

Folgen wir nun der Santa Virgina auf ihrem Wege zur neuen Welt. Wir finden sie in einer Gegend des Meeres, welche mit vollem Rechte von den

Seefahrern gemieden und gefürchtet ist. Die Windstillensee, ein Theil des zwischen den Tropen gelegenen mittelatlantischen Meeres, ist fast immer ohne belebenden Luftzug und Schiffe, die in Bereich dieser tödtlichen Meeresgegend gerathen, sind verloren, ihre Besatzungen müssen Hungers sterben, oder verschmachten, wenn nicht ein Orkan, der dann in dieser luftstillen Gegend der Erde auch mit gräßlicher Gewalt wüthet, sie schnell durch dieselbe hinjagt. Genau bis zu einer bestimmten Gränze übt der Passat seine Gewalt und nur sehr erfahrne Schiffer dürfen es wagen, diesen gefährlichen Gewässern zu nahen und dann nur auf gut Glück, daß das Wagestück gelingen werde. Männer, die in redlicher Fahrt begriffen sind, brauchen die freie Meeresstraße nicht zu scheuen. Aber Verbrecher, wie Kapitain Calas, wählen gerne den einsamen Pfad, um sich auf demselben an der Kette der Wachtschiffe vorüberzuschleichen.

Nahe dieser unbesuchten Gegend sehen wir jetzt unser Schiff das ruhige Meer durchpflügen. Der Passat bläht seine Segel, die Mannschaft ist auf dem Deck beschäftigt, um das Segelzeug zu besorgen und auffallend viele Leute sind in alle Theile des Tauwerks zum Ausguck gestellt. Hinter dem Spiegel des Schiffes und zwar noch im Kielwasser desselben bemerken wir vier kolossale Haifische, die, gleich hungrigen Hunden, Tag und Nacht hinter dem Fahrzeug darein sind, um die

ihnen gewisse Beute nicht verloren gehen zu lassen. Die Sonne ist noch nicht lange glühend aus dem Meere gestiegen und Cabral geht so eben mit mehreren Matrosen in den Raum, aus dem ein dumpfes, wimmerndes Getöse ertönt, ein Klirren großer Ketten, an welchen die unglücklichen Neger hängen. Folgen wir ihm hinab in diese Jammerhöhle.

Eine sehr starke, eichene Bohlenwand trennt den Raum, woselbst die männlichen Neger liegen, vorne und hinten von den andern Theilen des Schiffes. In der Mitte ist die niedrige, noch dazu mit sehr starken eisernen Querstangen verschlossene Thüre angebracht. Zu beiden Seiten derselben stehen eiserne Karthaunen, welche bis an die in den Sclavenraum fürchterlich gähnenden Mündungen mit Ladung vollgestopft sind, um den Negern jeden Gedanken an Aufruhr oder Widerspänstigkeit zu benehmen. Sechs Matrosen halten mit scharfgeladenen Flinten und Pistolen bewaffnet vor dem Raume die Wache. Aechzen, wilde, verzweiflungsvolle Rufe, Gebrüll wahnwitziger Wuth und Kettengeklirr dringen dumpf aus dem Behältniß, in welchem fast dreihundert Menschen eingeschlossen sind. Der Steuermann schlägt jetzt mit dem Stiele seiner Hetzpeitsche an die Thüre und auf dieses Zeichen endet das Geschrei, während für eine kurze Zeit das Kettengeklirr stärker tönt und die Neger sich enggeschlossen auf den Boden in Reihen setzen, damit für ihren Peiniger Platz wird und er be-

quem durch sie hinzugeben im Stande ist. Jetzt tritt die tiefste Stille ein. Die aus dem Behältniß auf das Verdeck führenden Lucken werden zurückgeschlagen, der Steuermann öffnet die Thüre und ein brausender Luftstrom dringt in den engen Kerker. Die Unglücklichen, welche dieser Raum beherbergt, öffnen den Mund weit, um die so lang entbehrte Luft einzusaugen und binnen kurzer Zeit ist der größte Theil der mephitischen Dünste, welche noch kurz zuvor sie dem Ersticken nahe gebracht haben, entfernt.

Jetzt tritt der Steuermann in das Behältniß ein und übersieht die sämmtlich in Reihen beisammen sitzenden Neger, denen es nicht gestattet ist, auch nur einen Seufzer, geschweige denn eine Klage laut werden zu lassen. Schweigend geht er durch die Reihen hin; er erblickt einen Neger, der liegt. Da dieser der in der Coromanteesprache ihm zugerufenen Aufforderung, sich zu setzen, nicht gehorcht, so macht Cabral die Peitsche fertig und läßt einige Hiebe auf dessen nackten Körper herabsausen. Allein auch dieses ist umsonst. Endlich bückt er sich, um bei der herrschenden Dunkelheit den Widerspänstigen in der Nähe genauer besichtigen zu können und entdeckt, daß dieser — gestorben ist. Cabral winkt nun den vor der Thüre harrenden Matrosen, diese treten herzu; Feile, Hammer und Meisel sind schon bereit. Die Nieten werden losgesprengt und der Todte sodann von einem der Seeleute so gleich-

gültig, als wäre er ein gefallenes Stück Vieh, auf das Deck geschleppt. Hier besichtigt ihn der Kapitain, den sein Geschäft gezwungen hat, etwas von der Arzeneikunde zu erlernen, und die Matrosen stürzen unmittelbar hernach den Leichnam in das Meer. Die Haifische vollenden hier das Drama und ihr gieriger Kampf um die Gebeine des unglücklichen Menschen geben dem rohen Neger Jupiter, dem noch entmenschteren Bootsmann Fernando und seinen vertrauteren Genossen Stoff zum gräßlichsten Scherze! —

Cabral ist, während dieses auf dem Deck sich zutrug, weiter geschritten und gelangt nun zu einem anderen Neger, der zwar in der vorgeschriebenen Lage sitzt aber nur durch die Nähe seiner Leidensgefährten im Stande ist, sich aufrecht zu erhalten. Der Unglückliche schaut mit wahnwitzig lächelndem Munde, den Fieberschauer jeden Augenblick krampfhaft verziehen, vor sich nieder. Sein röchelndes Athemholen entdecket dem Steuermann, daß er hier einen Sterbenden vor sich habe. Einen Augenblick steht er still und betrachtet diese zuckende Leidensgestalt. Aber er hat nicht Zeit, bei ihr zu verweilen und geht, nachdem er den Matrosen Befehl gegeben, ihn loszumachen und an die Luft zu bringen, ungerührt von der heiligen Abschiedsscene eines vernünftigen Wesens aus dieser Welt voll Jammer und Elend, an ihm vorüber.

Die Matrosen machen den Sterbenden von der Kette los und tragen ihn zum Kapitän. Calas läßt ihm sogleich zur Ader, sucht ihm sodann einen Löffel Arzenei beizubringen und befiehlt, ihn unter die Barkasse auf dort hingebreitete wollene Decken zu legen. Diese Sorgfalt widmet er aber nicht dem hilflosen kranken Menschen, sondern der Waare, die, wenn sie verloren geht, ihn um 300 Dollars ärmer macht.

Cabral hat jetzt den Gang durch die erste Reihe und durch die zweite vollendet. Die Hitze im Raume ist ihm lästig; er spielt mit seiner kurzen, schweren Peitsche, als wenn er Gelegenheit suchte, seinem erwachenden Zorn ein Ziel zu geben. Da bietet sich ihm ein erwünschter Fall dar. Zwei durch eine Kette aneinandergefesselte Neger sehen blutrünstig und erhitzt aus. Sie haben sich geschlagen und einander durch Beißen verwundet. Cabral stellt an sie eine Frage, um die Ursache ihres Streites zu erfahren. Aber sie verstehen ihn nicht und bestürmen ihn mit unverständlichem Klagen. Ein Hagel von Schlägen, unter dem die Unglücklichen sich krümmen, lehrt sie, künftig verstehen, was er sie fragt, obwohl sie der portugiesischen Sprache nicht mächtig sind, in der er sie angeredet hat; die Mißhandlungen lehren sie, friedlich das enge Räumlein theilen, das für sie vorhanden ist und im gemeinsamen Elend Trost für das eigene zu suchen.

So wandelt Cabral durch die Reihen der Neger

hin, bis er alles genau und sorgfältig visitirt hat. Dann steigt er auf das Verdeck, um dem Kapitain Rapport abzustatten. Dieser hat hier oben mancherlei nöthige Vorbereitungen treffen lassen, denn bald werden die Sclaven heraufgeführt, um sie die ihnen nöthige körperliche Bewegung vornehmen zu lassen. Zu diesem Ende bewaffnet sich die ganze Mannschaft und besetzt jede Stelle, wo der Verzweiflung ein Ausweg offen stünde, sich in die See zu stürzen Alles, was nur irgend als Waffe zu gebrauchen ist, oder womit man sich und andern Schaden zufügen könnte, wurde schon vorher entfernt und nun beginnt man, die Neger truppweise heraufzuführen.

Alle Sclaven, welche einen solchen Trupp bildeten, befanden sich dicht aneinander mit einer eisernen Kette gefesselt. Arme und Beine waren durch Ketten verbunden und überdieß trug jeder ein eisernes Halsband, durch welches er an seinen Nachbar geschlossen war. So war man ihrer vollkommen sicher und diese Anstalten machten sie zu Maschinen, welche gemeinsam den Willen eines Einzigen verrichten mußten, sie mochten wollen oder nicht. An diese schreckliche Lage noch nicht gewöhnt und überall von den eisernen Bändern wundgerieben, ergriff sie Verzweiflung und man sah ihnen die tiefe Niedergeschlagenheit an, in welche sie ihr Zustand versetzte.

Die Neger standen etwa eine Stunde auf dem Verdeck, nackt und dem Luftzuge preißgegeben. Jeder

Trupp befand sich auf dem ihm angewiesenen Platze, da auch hier mit dem Raume gegeizt werden und man hinlänglich Platz haben muß, um sie übersehen und in Ordnung halten zu können.

Jetzt, nachdem sie etwas gestärkt waren und in der Luft sich erholt hatten — der Kapitain und mehrere Matrosen gingen während dieser Zeit umher, rieben die wunden Stellen an dem Körper der Sclaven mit Salben ein und vertheilten Scharpie und leinene Lümpchen an sie, um dieselben zwischen die eisernen Ringe und ihre Glieder zu stopfen — wurde das Essen aufgetragen.

Der schwarze Koch Jupiter öffnete seine Kombüse und füllte einige dreißig große Kübel mit Graupe. Diese vollen, hölzernen Gefäße wurden nun auf den für jede Tischgesellschaft durch einen in das Verdeck eingeschlagenen eisernen Nagel mit sehr breitem Kopfe genau bezeichneten Platz gestellt; die Sclaven setzten sich rund umher und erwarteten still das Zeichen zum Zulangen. Dieses wurde durch Schläge auf eine Bohle gegeben. Beim dritten Schlag ließen alle Neger einen gellenden Schrei ertönen und nun langten sie nach der Reihe zu. Die Peitsche des Steuermannes und das spanische Rohr des Kapitains hielten dabei die gehörige Ordnung. So lange noch Vorrath in dem Gefäße war, ging es friedlich zu; aber jetzt ging derselbe nach und nach zu Ende und nun entstand an einzelnen Orten Hader und Streit.

Das Verdeck erschallte jetzt von Peitschenhieben, welche Cabral, der in der Mitte stand und sich bei jeder Gelegenheit als der grausamste Feind seiner schwarzen Pflegbefohlenen zeigte, auf sie niederregnen ließ Dieser Unmensch, sonst einer der Feigsten am Bord, hatte sich durch Schandthaten aller Art das Vertrauen des Kapitäns erworben und setzte eine Ehre darein, ganz allein die Sclaven an Ordnung und an den Schiffsgebrauch zu gewöhnen. Durch die grausamsten Mißhandlungen verstummte bald die freilich laute, aber darum nicht weniger gerechte Klage der unterdrückten und hungernden Menschen.

Jetzt wurden alle Lucken fest geschlossen, die Speigatten geöffnet, (dieses sind Abzugslöcher für das Wasser auf dem Verdeck) und die eine Hälfte der Neger an das Geländer gestellt, um hier mit den bereithängenden an Leinen befestigten Wasserkübeln durch die Stückpforten Wasser zu schöpfen, während die andere Hälfte sich in Reihen auf das Verdeck knieen mußte, um dasselbe mit Steinen abzureiben. Bei dieser Arbeit wurden sie angehalten, sich alle zugleich zu wenden und genau im Takte und in denselben Bewegungen zu arbeiten. Ihre Genossen schöpften aus der See und goßen das Wasser über ihre Köpfe hin. Eine Stunde lang dauerte diese anstrengende Arbeit; dann erhoben sich die Neger, stellten sich in dichte Haufen zusammen und es wurden jetzt noch stärkere Wassergüsse auf sie geschüttet. Dieses ge-

schah, um sie zu erfrischen und abzukühlen. Jetzt mußten sie die Plätze wechseln. An diejenigen, welche seither geschöpft hatten, kam nun die Reihe zum Reiben; dieselbe Procedur wurde nochmals eine Stunde lange durchgemacht. Zuletzt stellten sich alle Neger, auch die aus ihrem Behältniß hervorgelassenen Frauen und Kinder in enggeschlossenen Haufen zusammen und nun goßen die Matrosen etwa zehn Minuten lang Seewasser über sie hin. Dieses ist wirklich ein erquickliches Gefühl für die armen Menschen. Es erfrischt sie sehr und sie jauchzen dabei vor Vergnügen und Lust. Wenn das zu Ende ist, so werden jene Kübel, mit einer Mischung von süßem Wasser, mit etwas Citronensaft, Branntwein und Palmöl durchrührt, auf das Verdeck gesetzt und die Neger müssen sich nun gegenseitig den ganzen Körper damit einreiben. Dieses geschieht deßhalb, damit das scharfe, salzige Seewasser ihre Haut nicht zu sehr angreife. Nachdem auch dieses geschehen ist, werden sie reihenweise zum Wasservertheilen geführt. Jeder erhält eine halbe Maas frisches Wasser in einem blechernen Gefäß und nun läßt man sie auf dem Verdeck niedersitzen, um ihr Wasser zu trinken und sich nach Gefallen zu unterhalten.

Wir wenden uns nun zu zwei Negern, welche bei diesem Geschäft redlich mit einander theilen. Der eine ist ein großer, kolossal gebauter Mann, der neben ihm befindliche aber ein Knabe von schönem schlankem Wuchs.

Es sind das unsere alten Freunde Jallo und Barka. Sehnsüchtig schauen sie nach dem Haufen der Knaben, die in einem abgelegenen Theil des Verdecks von Bill beaufsichtigt, durch kindische Spiele sich die Zeit vertrieben. Auch Jumina ist bei den Kindern; er sieht jedoch theilnahmlos über die Unterhaltung seiner Gefährten hinweg. Sein Herz ist bei dem Vater, dem er, seit sie sich auf dem Schiffe befanden, noch nicht hatte nahen dürfen. Der Kapitain, der so eben vorüberging, bemerkte, daß hier ein geheimes Einverständniß obwaltete. Um zu erfahren, welcher Art dasselbe sei, ergriff er Jumina bei der Hand und führte ihn zu Jallo, der dem geliebten Kinde sehnend die Arme entgegenbreitete. Jumina stürzte außer sich vor Wonne, in Jallos Arme. Er küßte des Vaters Augen, die Hände, die gefesselten Füße. Er schob Werg und andere weiche Gegenstände, die er in kindlicher Hoffnung, sie einmal benützen zu können, gesammelt hatte, zwischen die eisernen Ringe, welche um die Glieder des Vaters und seines Bruders gelegt waren. Er hob die Ketten auf, um den Gefesselten für eine kurze Zeit ihre Last zu erleichtern; er that mit einem Worte Alles, was er vermochte, um dem Vater seine kindlichen Gefühle durch die That zu beweisen. Kapitain Calas sah diese rührende Scene, aber sie ergriff ihn nicht. Doch ließ er, da er sich überzeugt hatte, daß hier an keine Gefahr zu denken sei, den Knaben täglich zu den Seinen, so lange er sich auf

dem Schiffe befand und die drei guten Menschen hatten jetzt den Trost, einander ihre Liebe beweisen und sich ihre traurige Lage durch Mittheilung und gegenseitige Hülfe erleichtern zu können.

An einem andern Theile des Verdecks bemerken wir einen Neger, der gefesselt wie ein wildes Thier an der Erde lag. Sein starker, fleischiger Körper trug überall die Spuren der fürchterlichsten Peitschenhiebe. Ein in seiner Nähe stehender Matrose ließ ihn nicht aus dem Auge. Düster und mit wildem Feuer im glühenden Blick sah der Neger in das menschenerfüllte Verdeck. Unmenschliche Wuth, gräßliche Rachegedanken tobten in seinem Kopfe; sie marterten ihn mehr, als alle Qualen seiner Peiniger, denn er war außer Stande, ihnen Raum zu geben. Zu seiner Demüthigung hatte man den Spion Jyllah und einen andern Neger, der völlig stumpfsinnig war, mit ihm zusammengefesselt und diese beiden wurden besonders begünstigt, um ihm dadurch fühlen zu lassen, wie wenig Werth man auf seine Person legte und wie hoch man seine Nachbarn im Verhältniß zu ihm anschlug. Dieses Verfahren hatte der Kapitän, welcher ihn persönlich über alles haßte und selten an ihm vorüberging, ohne ihn auf das Fürchterlichste zu mißhandeln, zu seiner Qual erfunden und der Mannschaft genau eingeschärft. Die Folge davon war, daß er von seinen Nachbarn nicht nur, sondern auch von allen übrigen Sclaven auf das tiefste

verachtet wurde. Wer war aber dieser Elendeste unter den Elenden? Es war der Anführer der Neger, welche Jallos Dorf in Brand gesteckt, die Einwohner in demselben zu Sclaven gemacht; der sie an Kapitain Calas verkauft hatte und, wie wir bereits im vorigen Kapitel erzählt, selbst ein Opfer der Verrätherei geworden war.

Unter der Barkasse auf den Decken, die man für ihn dorthin gebreitet hatte, lag noch immer der Kranke. Sein Zustand hatte sich verschlimmert, Hitze und Mattigkeit den letzten Funken seiner Kraft aufgezehrt. In diesem Moment richtete er sich mit letzter Kraft auf, warf einen langen gebrochenen Blick auf seine Leidensgefährten, die in dichten Reihen längs der Wandungen des Schiffes saßen und stürzte dann todt auf sein Lager zurück. Die Neger stießen bei diesem Anblick ein langgedehntes, melancholisches Geheul aus. Man entfernte den Leichnam schnell und stürzte ihn in die See, wo er eine Beute der Raubfische wurde. Eine dumpfe Stille herrschte im Schiffe; düstere Ahnung eines ähnlichen Looses erfüllte die Sclaven und der Kapitain, dem es daran liegen mußte, solche Gefühle in den Gemüthern der Neger nicht aufkommen zu lassen, ertheilte sogleich das Zeichen, welches sie zum Tanze rief.

Einige Matrosen griffen zur Violine, zur Trommel und Querpfeife, und begannen mit diesen Instrumenten eine jener barbarischen Weisen zu spielen, welche sie von den Negern in Westindien erlernt hatten. Die

Sclaven wurden nun angehalten, nach dieser Musik zu tanzen und begannen, mit den seltsamsten Verzuckungen, Sprüngen und Verdrehungen des Körpers umherzuhüpfen. Es war dieses für sie gewiß keine Aeußerung der Freude, denn ihre meist wilden und stumpfen Züge sprachen anfänglich die tiefste Muthlosigkeit, Angst und Niedergeschlagenheit aus. Doch nach und nach erheiterten sich ihre Mienen; das Vergnügen, welches ihnen die Musik gewährte, der Anblick so vieler ihrer Genossen, die ein gleiches Loos mit ihnen theilten; die Gewohnheit des Tanzens, ein in ganz Afrika zur Leidenschaft gewordener Gebrauch; die Freiheit, einmal ihre Glieder zu bewegen, wie es ihnen zusagte — alles dieses rief die schlummernde Lust auf und bald taumelten die meisten lautjauchzend auf dem Deck umher. Außerdem wirkte aber auch noch etwas Anderes dabei mit, denn diejenigen, welche sich etwa am Meisten beim Tanze anstrengten, erhielten zur Belohnung noch einen Schluck Wasser. So wurde der Eindruck, den der Tod eines ihrer Gefährten auf sie machen mußte, unterdrückt und verwischt.

Etwa eine Stunde währte der Tanz; dann ließ man die Neger wieder Platz nehmen und während der heißesten Tageszeit ruhen. Des Nachmittags um 2 Uhr begann eine andere Arbeit, durch welche alle diese armen Menschen zu gleicher Zeit beschäftigt wurden. So währte ihr Aufenthalt auf dem Verdeck bis des Abends

um fünf Uhr und nun wurden sie wieder in den Raum gebracht und hier auf die schon oben angeführte Weise, nachdem man sich ihrer versichert hatte, eingeschlossen.

Die Weiber und Kinder befanden sich in einem andern Raume, der, obwohl nicht größer, aber höher und luftiger, ein gesünderer und besserer Aufenthaltsort für sie war. Auch trugen sie keine Fesseln, wie die Männer und genoßen also ein einträglicheres Dasein.

Jetzt erst konnte die Mannschaft an die Schiffsarbeiten gehen. Diese waren jedoch bald verrichtet und so endete ein Tag, der in Beziehung auf die Behandlung der Neger allen übrigen auf der Reise gleich ist. Weniger erträglich war ihr Loos, wenn die Witterung ungünstig sich zeigte. Dann konnte keine Lucke geöffnet werden, weil die See hineinschlagen würde; die Unglücklichen mußten immerwährend im Raume bleiben; Verzweiflung und Sterblichkeit nahmen dann im furchtbarsten Grade überhand.

Sechstes Kapitel.

Der Rache Arm ist schnell!

Die Schiffsgesellschaft, aus so verschiedenen, durch die Verhältnisse einander fremd bleibenden und verwildernden Menschen zusammengesetzt, konnte nur für die Dauer einer so kurzen Reise, und durch Furcht in Ordnung und Ruhe gehalten werden. Dieses war um so mehr der Fall, seitdem die fremden erst vor wenig Monaten in der Havanna an Bord genommenen Matrosen den wahren Charakter des Kapitains Calas inne geworden waren, und seine niederträchtige Verrätherei und den schändlichen Betrag erkannten, durch die er sich seiner Verbindlichkeiten entledigt und zugleich auch jener Personen bemächtigt hatte, welche Forderungen an ihn machen konnten, an deren Erfüllung Calas nie ernst gedacht hatte. Der Kapitain wußte recht wohl, daß ihn seine Leute verachteten und daß sie Klagen gegen ihn erheben würden, wenn man an dem Orte, wohin er seine Sclaven zu Markte brachte, die Art und Weise beachtet hätte, auf welche er in ihren Besitz gelangt war. Aber er wußte auch, daß dort Niemand darnach fragte und um die Gedanken seiner Untergebenen kümmerte er sich nicht das Mindeste, so lange sie nur thaten,

was er wollte. Uebrigens war Calas ganz der Mann, seinen Willen durchzusetzen und die fürchterliche Seite seines Charakters, eine wilde, blutgierige Hitze, die nicht im Mindesten vor einem Mord zurückbebte, lehrte schnell die Matrosen einsehen, daß es gefährlich sei, ihn durch Ungehorsam oder Widerspänstigkeit zu reizen.

Seit jener schrecklichen Mordscene an der Mündung des Zaire war ein düsterer Geist unter den Matrosen aufgetaucht. Der wahre Charakter des Kapitains, zu dem sie sich verdingt hatten, erfüllte die Meisten mit Entsetzen und Abscheu und der Anblick des größten menschlichen Elends, die furchtbare Sterblichkeit, welche unter den Negern herrschte, die entsetzliche Gleichgültigkeit und Grausamkeit, mit welcher der Kapitain des Fahrzeugs und seine vertraute Mannschaft Tod und Jammer unter den Sclaven wüthen sahen; die seltsame und gefährliche Richtung der Fahrt fast nach der entgegengesetzten Seite des Punktes, dem man eigentlich hätte zusteuern sollen; die beständige Angst, einem Kriegsschiff zu begegnen und das schreckliche Loos, das dann alle auf dem Schiff erwartete — alles dieses erzeugte eine dumpfe Furcht und bewirkte, daß die meisten Matrosen nur mit Widerwillen und ohne Eifer ihren Dienst verrichteten. Schon fanden Zusammenrottungen statt; die Leute sprachen unverholen ihre Ansicht über Calas aus; gefährliche Reden und Drohungen wurden gegen die Bootsleute laut, wenn diese zur Arbeit antreiben

oder im Vertrauen auf die Gunst des Kapitains eine Art hochmüthiger Ueberlegenheit geltend machen wollten. Dem Kapitain wurde von seinen Vertrauten alles dieses nicht nur hinterbracht, sondern man suchte ihn auch gegen Einzelne unter den Matrosen, welche besonders vorlaut ihre Ansichten aussprachen, zu erbittern, während er selbst ein zu erfahrner Menschenkenner war, als daß ihm die meuterische Stimmung der Mannschaft hätte entgehen können.

Es bestanden jetzt zwei sich einander feindlich gegenüberstehende Partheien auf dem Schiff. Die kleinere war die des Kapitains, aus Cabral und den alten Bootsleuten bestehend, der sich der Koch Jupiter aus Gründen anschloß, die weiter unten den lieben Lesern klar werden sollen. Die andere größere bestand aus den meisten Matrosen, welche erst jüngst auf das Schiff gekommen waren. Nur wenige verständige und besonnene Seeleute mochten aus einem guten Grundsatze keiner von beiden angehören, da sie beide gleich verachteten. Sie erfüllten ihre Pflicht, da sie an der Sache nichts zu ändern vermochten und erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, in welchem sie einem Fahrzeuge Valet sagen konnten, dessen Bestimmung sich mit ihren Grundsätzen nicht vertrug und dessen Kapitain ihnen, statt Vertrauen und Achtung, nur die Gefühle der Furcht und des Abscheus einflößen konnte.

Noch war bis jetzt nichts vorgefallen, was irgend einem unter den Matrosen Veranlassung zur Klage hätte

geben können. Man reichte ihnen alles recht und gut, was sie bedurften und genau so, wie es auf allen wohl eingerichteten Fahrzeugen Sitte ist. Die Arbeit war gering und der Lohn groß genug, um mit demselben zufrieden sein zu können. Aber die Matrosen vermißten vieles Andere, für dessen Besitz sie gerne die schwerste Arbeit verrichtet, und Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art ertragen hätten. Es ist dieses das Vertrauen auf den Befehlshaber des Schiffes und auf seine Redlichkeit und die Gewißheit, daß das Fahrzeug, auf dem sie sich befinden, eines guten Rufes genieße. Alles dieses fehlte nicht nur, sondern die Matrosen hatten selbst Gelegenheit, sich eines Andern zu überzeugen. Ein neuer Beweis der fürchterlichsten Grausamkeit des Kapitains und der brutalsten Tyrannei, unter der alle seufzten, welche in seiner Gewalt waren, rief den Aufruhr unter der Mannschaft hervor und drohte das Schiff in das Verderben zu stürzen. Unsere lieben Leser erinnern sich der Neckerei, welche sich der junge Bill, fast noch ein Knabe, mit dem Neger Jupiter erlaubt, und wie er diesen an die Raa aufgehißt hatte. Roh, wie fast alle Matrosen, überließ sich Bill, wenn es auf dem Schiff nichts zu thun gab und er sich nicht unter den Augen des Kapitains befand, einer Art von Zügellosigkeit, die sich durch das Ausüben derber, wenn auch gerade nicht kränkender Späße und Streiche kund gibt. Unter den Seeleuten gilt es als Grundsatz, sich nie an-

ders, als durch einen ähnlichen Scherz dafür zu rächen. Jupiter war überlistet worden und alle Matrosen hatten sich über die Geschicklichkeit des kleinen allgemein beliebten Bill nicht nur herzlich gefreut, sondern es auch dem Neger, der sich mit der Gunst des Kapitains gerne brüstete, gegönnt, daß er von einem schwachen Knaben so ergötzlich geäfft worden war. Bill wurde durch diesen lustigen Streich der Liebling der Matrosen und stand in aller Schutz. Jupiter durfte es also nicht wagen, von seiner überlegenen Kraft Gebrauch zu machen, oder ihm überhaupt irgend ein Leid zuzufügen. Aber der Neger hatte von jenem Moment an einen glühenden Haß gegen den Knaben gefaßt und erwartete nur die Gelegenheit, schwere Rache an ihm zu nehmen. Deßhalb schlug er sich zur Partei der Bootsleute, von denen er wußte, daß sie bei dem Kapitain alles vermochten und suchte sich Cabrals Gunst zu erwerben. Es gelang ihm bald und die erwünschte Gelegenheit zur Rache bot sich ihm fast von selbst dar.

Durch ein kleines Versehen hatte Bill die Aufmerksamkeit des Kapitains auf sich gezogen. Nun muß hier noch gesagt werden, daß Calas ihn ohnehin nicht wohl leiden konnte, weil ihm Bills stete Fröhlichkeit und Munterkeit zuwider war. Der Knabe, eben deßhalb bei allen Leuten im Schiff äußerst beliebt, war dem Kapitain verhaßt und Calas that ihm zwar nie etwas zu Leide, aber es schien ihm doch auch sehr unangenehm zu

sein, wenn ihm der junge Mensch häufig in den Weg kam. Ein Glück war es für den Knaben, daß Calas Aufmerksamkeit durch ganz andere Gegenstände in Anspruch genommen wurde und daß er überhaupt zu wenig Zeit und Gelegenheit hatte, seiner Bosheit freien Lauf zu lassen, sonst würde es dem Jungen längst schlimm ergangen sein. Bill hatte immer die Aufsicht über die Kinder der Neger zu führen und stand in dieser Hinsicht ohne jemals gegen eines der armen Geschöpfe grausam zu sein, seinem Posten so gut vor, daß Calas nie eine Klage über ihn führen konnte. Da ereignete es sich eines Tages, daß die Kinder in einem unbewachten Augenblick ein kleines Handfernrohr, welches der Kapitain beständig zu führen pflegte, und in der Nähe der Combüse, wo es die Kinder erreichen konnten, hatte stehen lassen, ergriffen, und unglücklicher Weise zerbrachen. Bill entdeckte erst dann, als das feine Werkzeug klirrend über die Bohlen hinrollte, den Schaden, welchen die Kinder angerichtet hatten, ergriff das Rohr und stellte es an den Platz, wo es früher nach der Aussage mehrerer Matrosen gelegen hatte. Jupiter stand unter der Thüre der Combüse (Küche) und sah mit rachestrahlendem Blick den Knaben das zerbrochene Fernrohr den Händen der Kinder entreißen. Sein Plan war gefaßt; er zog sich in die Küche zurück und schloß die Thüre, ohne daß es Bill gewahr worden wäre, der überhaupt nichts Böses sich von ihm

versah. Mittlerweile wurden die Neger unter Deck gebracht.

Bald hernach suchte Calas das für ihn unentbehrliche Werkzeug; er ging auf den Platz zu, wo er es zum letzten Male benützt zu haben sich erinnerte und fand gerade das beste Glas in demselben zertrümmert, das Ganze also verdorben und unbrauchbar. Schimpfend und scheltend kehrte er, das zerbrochene Perspektiv in der Hand tragend, auf das Verdeck zurück und beauftragte Cabral, alle Mann heraufzurufen und zu untersuchen, wer die Schuld an dem Schaden trüge. Cabral gab das Zeichen mit seiner Pfeife und Jupiter, der die Gelegenheit zur Rache mit Freuden ergriff, entdeckte ihm mit rachestrahlendem, wildem Lächeln den Vorfall. Cabral rief Bill beim Namen und befahl ihm, zum Kapitain auf das Deck zu gehen, während er sich selbst dahin begab, um denselben von dem Vorfall zu benachrichtigen. Calas hörte ihm schweigend zu und beschloß, dem Knaben das ganze Gewicht seines Zornes fühlen zu lassen. Bill nahte dem Grausamen zitternd; doch hoffte er durch das Anerbieten, sich den Werth des Werkzeugs von seinem Lohne abziehen zu lassen, der Strafe zu entgehen. Allein Calas hatte Anderes im Sinne. Wenn der Schaden durch einen andern von der Mannschaft angerichtet worden wäre, gegen den er nicht persönlichen Haß gefühlt hätte, so würde er allerdings sich mit dem angebotenen Ersatz begnügt haben.

Aber Bill, dem er persönlich abgeneigt war, sollte jetzt das Gewicht seines Zornes fühlen. Die Gelegenheit war günstig.

Bill war noch nicht gänzlich in Calas Nähe, als ihm dieser schon die wildesten Flüche und Verwünschungen zurief. Der Knabe dadurch eingeschüchtert und instinktartig die wilde Grausamkeit des Kapitäns ahnend, verlor die Fassung und stieg halb bewußtlos die Treppe hinauf.

»Wer hat das Fernrohr zerbrochen, schurkischer, Dieb!« schnaubte ihn Calas an.

Da nun die Antwort nicht sogleich erfolgte, griff Calas nach der Kehle des Knaben, hob ihn in die Höhe und schleuderte ihn zu Boden, daß er mit fast zerschmetterten Gliedern und völlig besinnungslos an der Erde liegen blieb. Nun folgte ein Auftritt, der das menschliche Gefühl empört und zu dessen Beschreibung uns die Worte mangeln. Auf Calas Befehl ergriff der Steuermann den Knaben, riß ihm die den Oberleib bedeckenden Kleider bis auf den Gürtel herab, band ihm die Hände oberwärts an den Mast fest, was die Seeleute »aufseisen« nennen und ließ ihn dann hängen, so daß kaum die Spitzen seiner schlapp herabhängenden Füße das Verdeck berührten. Jetzt rief er den Neger Jupiter herbei und gab ihm die Bucht eines dicken starken Taues in die Hand. Der Kapitain und Cabral stellten sich nun etwas entfernt, während Jupiter zähneknir-

schend seine Jacke ablegte und die Hemdärmel aufstreifte. Einige Matrosen gruppirten sich beim Fallreep und stießen halblaute Drohungen gegen den Neger aus, wenn er es wagen würde, den Knaben zu peitschen. Allein sie wurden nicht gehört, und die schreckliche Scene begann.

Beim ersten Streich kam Bill zu sich. Mit herzdurchdringender Stimme rief er die Barmherzigkeit des Kapitains an und erbot sich zugleich, seinen ganzen Lohn für das zerbrochene Werkzeug ablassen zu wollen. Allein Calas winkte dem Neger fortzufahren. Das Geschrei des gemarterten Knaben, der laute Schall der mit aller Kraft der Rache und Bosheit geführten Streiche, drang durch die Räume des Schiffes. Bald war die ganze Rückenhaut zerschmettert, zerfleischt — ach! Blut und die zerfetzten Sehnen und Nerven hingen schrecklich träufelnd bis auf den Gürtel herab — Bill konnte nur noch stöhnen; man hörte die mit röchelndem Munde gesprochenen Worte: »O Jesus Christus! o Jesus Christus!«

»Rufe Ihn nicht an,« rief Jupiter mit gräßlichem Hohn, »rufe Kapitain Calas an; er sein der Mann, der dir helfen könne. Jesus Christus dir jetzt nicht helfen!«

Bei diesen Worten gerann den Besseren auf dem Schiffe das Blut in den Adern. Einige wandten sich voll Entsetzen und Abscheu um, und sahen über die Rehling hinaus in das Wasser, während andere schnell,

von den dumpfen Schlägen des Negers, die fast wie das Beil des Fleischhackers klangen, wenn er Knochen auf dem Fleischstock entzweischlägt, gerufen, auf das Deck stiegen. Fragen, wilde Rufe und fürchterliche Drohungen, dumpfes Murren unter den auf einen Haufen zusammengeballten Matrosen — alles dieß verstärkte sich schnell zum rachefordernden Geschrei des Aufruhrs!

Calas horchte auf diesen unerwarteten Ausbruch des empörten Menschengefühls mit wuthblitzenden Augen, wie der Tieger sich aus dem Lager aufrafft, wenn er das Bellen der ihn erblickenden Hunde vernimmt. Doch ihm blieb nicht Zeit zur Besinnung. Aus der Mitte der Matrosen fiel ein Schuß — der Neger, der so eben wieder zum Schlage ausholte, sprang hoch in die Luft, stürzte und rollte mit schrecklichem Gebrüll über das Verdeck hin! Am Geländer hob er sich krampfhaft in die Höhe, seine Augen schrecklich verdrehend, führte er mit dem Tau, das er noch immer in der Hand hielt, und mit dem harteinbrechenden Tode kämpfend, einen Streich in die Luft, stürzte dann mit dem zerschmetterten Rückgrat auf das Geländer, fiel über Bord und verschwand in dem sich über ihm schließenden Gewässer. Voll Entsetzen standen die Seeleute umher.

Calas raffte unter allen zuerst seine Besinnung zusammen. Er riß die Pistolen aus dem Gürtel, sprang herab unter die vor ihm ausweichenden Matrosen und rief:

»Wer von euch hat diesen Schuß gethan?«

Niemand antwortete. Auch war nicht zu entdecken, welcher von den Matrosen die schreckliche That vollbracht haben mochte. Eine Flinte lag am Boden, mitten in dem Haufen der Seeleute.

»Wer hat den Schuß gethan, redet, oder ich lasse mit Kartätschen unter euch feuern!« rief Calas in die schrecklichste Wuth ausbrechend.

»Wir sind keine Negersclaven« murrte einer der hinter Calas stehenden Leute.

Der Kapitain wendete sich um und sah fünf oder sechs entschlossene Bursche, die ihm starr und zornig in das Gesicht blickten.

»Dann will ich euch zu solchen machen,« entgegnete Calas aufschäumend. »Bindet diese Schurken fest,« schnaubte er den Bootsleuten zu, die jetzt, die Gefahr ahnend, herbeitraten, »bindet sie, ich will ihnen zeigen, wer Herr am Bord ist.«

Die Bootsleute ergriffen einen der Matrosen, der ihnen keinen Widerstand leistete und führten ihn zum Fallreep.

»Warum wollt Ihr uns peitschen, Herr« fragte einer der vor ihm stehenden Matrosen den Kapitain:

Als der Kapitain dieses hörte, rief er einen von den Bootsleuten herbei und befahl ihm, Ketten zu bringen. Diese waren bald zur Hand und jetzt ging er auf den Matrosen los, um ihn zu fesseln.

»Seid ohne Sorgen, Kapitain, sagte der Seemann, ich bin bereit, mich schließen zu lassen; Ihr braucht nicht Gewalt anzuwenden;« dabei streckte er seine Hände aus, um welche Calas die Eisen legte und ihm dann kurz befahl, auf das Hinterdeck zu gehen.

»Ich leiste Euch keinen Widerstand wie Ihr seht,« fuhr der Matrose ruhig fort, »aber ich möchte Euch doch bitten, mir zu sagen, weßhalb ihr mich fesseln laßt?«

Calas kehrte ihm stumm den Rücken und ergriff eine andere schwere Kette, um damit den nächststehenden Mann zu schließen.

»Jetzt kommt die Reihe an dich, Schurke« redete er diesen an, der gefaßt den Kapitain erwartete, und fest entschlossen war, sich nicht in Ketten legen zu lassen. Es war dieß derselbe Bursche, ein geborner Spanier, der die Worte: »wir sind keine Negersclaven,« gesprochen hatte.

»Deine Hände, kastilianischer Dieb;« schrie Calas, als er bemerkte, daß der Matrose die Arme unterschlug.

»Warum wollt Ihr mich in Ketten legen, Herr?« erwiederte der Matros ergrimmt; und die hinter ihm Stehenden wichen scheu zur Seite, da sie bemerkten, daß der heißblütige Spanier nach dem in seinem Gürtel verborgenen Dolch griff, was aber Calas nicht bemerken konnte.

»Ich will dich peitschen lassen, blos allein für deinen Widerstand und deine vorwitzige Frage,« schäumte Calas.

»Darf man denn hier nicht fragen,« entgegnete der Matrose vor dem auf ihn eindringenden Kapitain noch immer zurückweichend.

»Nein!« schäumte der Kapitain, Niemand soll hier den Mund aufthun, als ich selbst, wenn du es wissen willst. Ich will euch peitschen, martern, geißeln, umbringen und ihr sollt nicht soviel sagen — todte Calas, indem er mit den Fingern ein geringschätzendes Zeichen gab. »Ja, ich peitsche und martere euch, denn es ist mir eine Lust, solche Hunde zu schlagen und zu quälen; es gefällt mir so und ich weiß Mittel, euch so zahm zu machen, als ich will, das werde ich dir zeigen.«

»Habe ich mich je geweigert zu arbeiten, Kapitain,« schrie der in Wuth gerathene Spanier, indem er Calas, der ihn bis in die äußerste Ecke getrieben hatte, an der Brust packte; »oder war ich je vorwitzig? Ihr seid ein Schurke, wenn Ihr sagt, daß ich meine Arbeit nicht kenne und zu verrichten verstehe!«

Die letzten Sylben erstarben in einem fürchterlichen Geschrei! Calas bemerkte, indem er mit der Kette ausholte, um den Mann zu Boden zu schlagen, daß dieser den Dolch gezogen und die Hand erhoben hatte, um einen Stoß nach ihm zu führen. Hierdurch verlor der in die äußerste Wuth versetzte Portugiese den letzten Rest seiner Besinnung. Heftig stieß er den Matrosen zurück, riß eine Pistole aus dem Gürtel und — im nächsten Augen-

blick lag der Spanier mit zerschmetterter Hirnschale am Boden . . .

Das zweite Opfer war gefallen! Entsetzen ergriff die Seeleute; sie wichen scheu zurück. Calas stand sprachlos vor Wuth, mit gesträubtem Haar vor dem Ermordeten. Sein Anblick war nicht mehr der eines menschlichen Wesens. Dämonenartig, schrecklich, wie eine losgelassene Furie der Hölle, erschien er den Seeleuten, die zitternd vor ihm das Antlitz abwendeten. Ein gräßliches Gelächter ausstoßend, schüttelte er die Pistole in der Hand und ihnen mit derselben drohend, fragte er sie mit leiser durch die schreckliche Macht des Augenblicks erstickter Stimme, »ob sie jetzt gehorchen wollten, oder nicht?«

Niemand antwortete. »Ja, ihr Hunde, fuhr der Gräßliche fort, glaubt ihr, ich sei der Mann, der sich besinnt, euch allen, einem nach dem Andern das Lebenslicht auszublasen? Gehorcht ihr jetzt, ihr feigen, nichtsnutzigen Memmen? Seht jetzt, wie es geht! Ihr habt euch in mir geirrt; jetzt seht ihr, wer ich bin! Ihr habt einen Sclaventreiber über euch, ja, einen Negertreiber. Ich will doch sehen, ob mir einer sagen wird, er sei kein Negersclave!« —

Lange stand der Schreckliche vor den entsetzten Matrosen; kein Laut war vernehmbar, als ein fernes dumpfes Rollen, das wie die zürnende Stimme der göttlichen Gerechtigkeit klang, die empört durch solch

unnatürlichen, ungeheuern Frevel dem Böſewicht ein Zeichen ihres Wachens, eine Mahnung an das Gericht das ihn erwartete, geben wollte. Die in düſtern Wolken untergehende Sonne warf einen glührothen Strahl auf ſein entſtelltes Antlitz, auf die frevle Stirne, über welche dick und bis zum Springen aufgeſchwollene Adern pulſirend hinliefen. Stolz und Bewußtſein der grauenvollen Gewalt, die er über ſeine Untergebenen übte und ſo eben ſchrecklich bethätigt hatte, prägte ſich in ſeiner kräftigen Geſtalt aus. In tiefe Gedanken verſinkend, ſah er in das ſchwer in Weſten aufſteigende Gewölk; der in Stößen erſterbende Wind jagte ſeine Haare in die Stirne und ſchüttelte das leichte Gewand, daß es wie die Hülle einer Marmorſtatue um ſeine muskelvollen, eiſernen Glieder flatterte. Die Matroſen hatten bis auf die alten Bootsleute und Cabral das Deck verlaſſen und mit dem Rauſchen der aufbraußenden Wellen, dem fernen Rollen des Donners miſchte ſich das dumpfe Geräuſch und Kettenklirren der eingeſperrten Negerſclaven.

Jeder Gedanke an Widerſtand war bei den Matroſen erloſchen. Was wollten ſie auch machen? Leiſteten ſie Gegenwehr, ſo war es Aufruhr. Gelang er ihnen, hätten ſie vom Schiff Beſitz genommen, ſo war es Seeräuberei. Wenn ſie ſich je wieder hätten unterwerfen wollen, dann war ihnen der Tod gewiß und unterwarfen ſie ſich nicht, ſo mußten ſie Buccaniers bleiben,

bis der rächende Arm der Gerechtigkeit sie dem Henker unter das Beil lieferte. Denn widersetzt sich der Matrose seinem Befehlshaber, so widersetzt er sich dem Gesetz und damit ist ihm nur die Wahl gegeben zwischen Seeräuberei und Unterwürfigkeit.

So groß aber ist die Gewalt, welche der Befehlshaber eines Fahrzeugs über die Seinen üben kann, daß die einfache Bemerkung im Tagebuch hinreicht, um ihn aller Verantwortlichkeit zu überheben; die nämlich, welche Kapitain Calas in das Seine eintrug:

»Der Koch Jupiter, ein Neger aus Havannah, wurde von einem Matrosen aus der meuterischen Mannschaft ermordet. Bei der über diese That angestellten Untersuchung widersetzte sich der wahrscheinliche Thäter, Antonio Fantano, und zwang mich, ihn zu tödten. Die Mannschaft kehrte hierauf zur Ruhe und zum Gehorsam zurück.«

Sobald Kapitain Calas diese wenigen Worte in das Schiffstagebuch geschrieben hatte, hielt er alles für völlig abgemacht und war nun gewiß, daß ihn Niemand weiter um die Sache belangen konnte. An den höheren Richter aber dachte er nicht!

Der unglückliche Bill hing noch immer, dem Tode nahe, an dem Mast. Längst zur Besinnung zurückgekehrt, von unsäglichen Schmerzen des Leibes und noch größerer Seelenqual gefoltert, erwartete er mit verzweiflungsvoller Ruhe sein Ende; ja er wünschte es herbei, er rief aus

tiefster Seele den Allmächtigen um seine Auflösung an. Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Einer der Bootsleute, von einer Regung der Barmherzigkeit ergriffen, wagte es endlich, Calas auf den Leidenden aufmerksam zu machen. »Wollt Ihr mir etwas Balsam für Bills zerschlagenen Rücken geben?« sprach er leise zu Calas.

Der Kapitain sah den Knaben an. Dann rief er: Essig für ihn; bind' ihn los und laß ihn sich in seine Coje legen. »Morgen muß er wieder an der Arbeit sein, sonst werde ich ihn völlig todtpeitschen.«

Nach dieser rohen und fürchterlichen Drohung ging Calas voran nach dem Bugspriet, um Witterungsbeobachtungen anzustellen. Bill wurde erlöst, unter Deck gebracht und hier von dem Steward, der jetzt erst es wagte, ihm sein Mitleid zu bezeugen, verbunden und mit einem lindernden und wirksamen Heilmittel versehen. Dieser Beweis einer menschenfreundlichen milden Sinnesart von einem Manne, von dessen Seite er sich dieselbe nie versehen haben würde, löste die starre wilde Verzweiflung, welche das Herz des Knaben erfüllt hatte. Er brach in einen Strom von Thränen aus und fand Trost, Stärke, Ruhe und Ergebung in einem herzinnigen Gebet.

Siebentes Kapitel.

„Die Stimme des Herrn gehet auf den Wassern; der Gott der Ehren donnert, der Herr des großen Oceans! Ps. 29. v. 3.“

Die Gegend des atlantischen Oceans zwischen den Wendekreisen des Krebses und des Steinbocks hat ein großer Naturforscher »einen friedlichen Meeresarm« genannt und gewiß verdient sie mit Recht diese Bezeichnung, denn nur selten, zur Zeit der Aequinoktien (Tag und Nachtgleichen) und bei Gewittern, rollt das Meer hier seine breiten und langen Sturmwellen. Die Fahrt auf demselben ist deßhalb keineswegs so beschwerlich und gefahrvoll, als die weit kürzere um das Cap der guten Hoffnung oder um die sturmumbrauste Südspitze von Amerika; (Cap Horn) weniger beschwerlich noch, als die Reise über das Meer zwischen Europa und den vereinigten Staaten. Nur jene Gegend, welche die Windstilleusee genannt wird, ist gefährlich durch ihre Luftruhe, oder durch die fürchterlichen Orkane, welche viele hundert Meilen weit das Meer mit einer wahrhaft schauderhaften Gewalt umwühlen. Der weise Schöpfer der Welt, dessen Einrichtungen uns mit um so größerer Bewunderung erfüllen, je mehr wir fähig werden, sie zu begreifen und

einzusehen, wie unaussprech[lich] schön und gut sie sind, hat dieser Gegend ihre furchtbare Eigenthümlichkeit nicht umsonst beigelegt. Wenn der [mächtige] Strom des Passatwindes und das großartige Ro[llen] des Oceans nach Westen von den Grundfesten Amerik[as] zurückgeschmettert nach Nord und Süd auf- und abwärts [brau]ßt, so finden beide auch hier wieder Hindernisse, [die] ihnen eine andere Richtung geben. Wasser und Luftmas[sen] drängen einander entgegen, bis ihr kolossaler Kampf ausgestritten ist und sie, zum Frieden vereint, sich langsam[er und] irrender, als die großen Ostströmungen, dem Aufgang der Sonne zuwälzen. Zwischen beiden Strömen liegen bewegungslose Räume, Massen, wo die treibende Gewalt nicht wirkt, wo sie zu ruhen scheint. Das Meer schläft dort wirklich und, ausgesetzt der Gewalt der heißen Sonnenstrahlen, würde es in Fäulniß übergehen und ein qualmender, pest- und verderbenhauchender Sumpf werden, wenn nicht das beweglichere, weniger an feste Gesetze gebundene Reich der Luft zuweilen Katastrophen herbeiführte, die es bis zum Grunde aufwühlen und das gährende Gewässer mit orkanischer Gewalt untereinander wirbelten. So sorgt die Vorsehung dort durch gewaltsame Mittel für Erhaltung und verhütet durch den Sturm, was an andern Orten der ruhige, dem Menschenwerk förderliche Strom mit leiser, fast unbemerkbarer Thätigkeit zu Werke bringt.

Jene schrecklichen Stürme sind dem Schiffer fast

immer Todesboten und selten nur gelingt es ihm, dem Verderben, das sie tragen, zu entgehen. Geheimnißvolle Wirkungen rufen sie über diese Gegend; vielleicht ist es die elektrische Materie, die in dem Reich der Lüfte zittert, bis sie, zum Blitz zusammengeglommen, in die zischenden Wellen einschlägt, die Lüfte spaltend, vor deren krachendem Zusammenschmettern dann die Grundfeste des Erdbaus zu wanken scheint; oder sind andere schwere Luftmassen vielleicht, aus dem Gleichgewicht gerathend, wie stürzende Felsengipfel gezwungen, in ein leeres Thal mit unaufhaltbarer Gewalt zu rollen, bis das Gleichgewicht hergestellt ist und die schwankenden Wogen im mähligen Fall ein Niveau erreichen, welches endlich lange wieder das Bild trügerischer und tödtlicher Ruhe gewährt. Luftgebilde schaukeln dann über der spiegelglatten Meeresfläche. Geisterhaft erscheinen Gestalten von Gegenden, die in ungeheurer Ferne liegen. Der lechzende Schiffer erblickt rollende Ströme und hehre Palmenhaine. Mit fliegendem Wimpel tanzen glücklichere Fahrzeuge in ungewisser duftiger Nähe an ihm vorüber. Dem Nothschuß aber antwortet kein rettendes Signal; die erschütterte Luft zerreißt das Nebelgemälde, oder verkehrt und unnatürlich geisterhaft entstellt schwankt vor seinem verzweifelnden Blick das ätherische Bild!

Die Nacht war eingebrochen und die Santa Virgina glitt langsam und stampfend am Rande des gefährlichen Windstillenmeeres gegen Süden. West- und

nordwestwärts erhob sich, wie eine geisterhafte Wand, das Firmament umhüllend, eine gräuliche Wetterwolke. Wir verließen den grausamen Herrn dieses Schiffes, als er vorne am Bugspriet stand und dem aufsteigenden Hochgewitter keck in die Augen sah. Sein fürchterlicher Zorn schien nach und nach sich zu verlieren, wie die finstern Falten seiner Stirne eine nach der andern sich glätteten und in welchem Grade das düstere Feuer seiner Augen erlosch, um dem gewöhnlichen halb listig, halb mißtrauischen Blick zu weichen, der auch in unaufgeregter Gemüthsstimmung sein Antlitz entstellte. Nur ein sicherer Menschenkenner hätte in ihm vermuthet, was er wirklich war — einen kaltherzigen, boshaften und blutdürstigen Bösewicht, denn die gütige Hand der Vorsehung hatte ihm ein Antlitz gegeben, welches ohne den entstellenden Ausdruck, den ihm sein verdorbenes Gemüth aufprägte, lieblich genug gewesen wäre, um Zutrauen und Hinneigung in aller Herzen zu erwecken. Jetzt stand er in düstern Gedanken versunken. Mochten wohl die grausen Ereignisse dieses schrecklichen Tages in ihm gähren? Einzelne Worte, die seinem Munde entschlüpften, ließen darauf schließen und ein tiefer Seufzer schien die Last anzuzeigen, welche dieser finstere Mensch auf seiner Seele trug.

Im Firmament bereitete sich jene Umwälzung vor, die dem bebenden Menschen mehr, als irgend etwas in der Welt, die Nähe des Allmächtigen und seine eigene

schwache Hinfälligkeit und Hülflosigkeit vor die Seele ruft. Noch schwiegen die Lüfte; aber nordwärts rollte seit einer Stunde der Donner eines schweren Gewitters und jetzt erhob auch der Ocean seinen breiten Busen, aufathmend und rauschend, wie ein riesiges Ungeheuer, das aus dem langen tiefen Schlummer erwacht und seine colossalen Glieder dehnt und streckt. Unfern von der Stelle, woselbst sich die Santa Virgina befand und mit schlapphängenden Segeln von der Strömung gegen Westen getragen wurde, wüthete ein fürchterlicher Orkan, der die See bis zum Grunde aufwühlte. Die Bewegung der Wogen theilte sich nach einem natürlichen Gesetze des Gleichgewichts auch dieser ruhiger, noch luftstillen Meeresgegend mit. Rasch wuchsen die langen glatten und breiten Rücken der Wellen zur Höhe der sturmgepeitschten hohlen See und das Schiff, in dessen Segel kein Luftzug helfend hauchte, taumelte ächzend, krachend und fürchterlich schwankend auf den sich dem Himmel entgegen bäumenden Wasserwogen umher. Längst hatte man die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln, Einziehen der Segel, Schließen der Lucken und andere Vorkehrungen getroffen und dadurch sich vor der schrecklichen Gefahr geschützt, daß der plötzlich ausbrechende Sturm das belastete Fahrzeug stürzen und im Schooß der Wasser begraben, oder dasselbe so auf die Seite legen konnte, daß es, unfähig, sich wieder zu erheben, als ein hülfloses Wrack vor dem heulenden Sturm da-

hintreiben mußte. Alle Matrosen befanden sich auf dem Deck, der Befehle des Schiffsherren gewärtig, der noch immer stumm auf seinem Platze stand und in Gedanken versunken, in die finstere Sturmnacht hinaussah.

In diesem Augenblick vernahm man das Nahen der Windsbraut. Wie ein fernes Geheul drang ihre schreckliche Stimme heran. Das Getöse verstärkte sich bald; die Taue, durch welche die Windstöße fuhren, fingen an zu pfeifen und klappernd an einander zu schlagen. Die wenigen Segel faßten und das Schiff, tief mit dem Vordertheil in die salzige Fluth eintauchend, kam sogleich in Gang. »Nieder mit dem Steuer« rief der Kapitain dem Steuermann zu, ehe noch der Sturm selbst eintrat. Der Befehl wurde befolgt und das Schiff fiel ab und lief vor dem nachbraußenden Sturme hin. Mit fürchterlicher Gewalt fuhr die geisterhafte Luftströmung über die Wasser daher. Bald erhellten schreckliche Blitze die pechfinstere Nacht und das krachende Rollen der heftigsten Donnerschläge wurde von den braußenden Wassern des aufschäumenden schrecklich wogenden Meeres mit verdoppelter Kraft und Stärke zurückgeworfen.

Oft schon hat man es versucht, Landbewohnern durch Beschreibungen den Anblick des empörten Oceans zu versinnlichen. Aber alle Versuche und selbst die vorzüglichsten Schildereien, welche die kunstfertige Hand des Malers vor unser Auge stellt; ja selbst die feurigste

Einbildungskraft, genährt durch diese Bilder, vermag sich keine richtige Vorstellung von diesem über alles erhabenen Naturschauspiel zu machen. Je mehr die Kraft des Windes wächst, desto mehr vergrößert er die Wellen und treibt sie vor sich her, daß sie sich schäumend aufeinander thürmen, so daß das Meer mit hohen Bergen und tiefen Thälern bedeckt scheint. Die Wogen bewegen sich mit gränzenlosem Ungestüm und verursachen ein Brausen, das vereint mit dem Geheul des Sturmwinds die schwache menschliche Stimme unhörbar macht und selbst den Donner des Geschützes nur auf einen kleinen Umkreis vernehmen läßt. Die zerstäubenden Wassertheile bilden einen dicken Dunst, der in die Luft steigt und als Gewölk abzieht, oder als Staubregen, in kalten Himmelsstrichen als Schnee, herabfällt; und was den Anblick der Scene noch grausender macht, sind die Schaaren von Wasservögeln, die mit Angstgeschrei vor den tobenden Wellen herfliegen. Das Meer hat dann seine Durchsichtigkeit verloren, schwarz sieht es aus und öffnet einen gähnenden Abgrund nach dem andern und über all' dem Grausen und dem entsetzlichen, rasenden Toben scheint der schwarze nächtliche Himmel flach und nicht mehr gewölbt sich auszubreiten; er scheint sich zur Erde zu senken, um sie mit seiner Last zu erdrücken. Die Bilder der Sterne, an denen die zerfetzten Wolken vorüberjagen, werden übermäßig größer, breiter und die rasche dunstige Luftströmung

verleiht ihnen ein kometenartiges, gespenstisch trübes Ansehen. Der Sturm selbst rast immer wüthender und wilder daher, und die Wogen, deren Kampf durch seine fürchterliche Gewalt gesteigert, und immer noch gehoben wird, schleudern das größte, schwerste Schiff hinab, hinauf und mit zitterndem und bebendem Herzen sieht sich der Mensch sammt seinem schwachen Werkzeug einer Gewalt überlassen, die um so schrecklicher ist, da es nicht in seiner Macht liegt, sie zu bewältigen, oder durch eigene Kraft Rettung vor ihr zu finden In dem einen Moment hebt ihn sammt dem schwachen Gebäude, das er bewohnt und das in jedem Augenblick aus den Fugen zu gehen scheint, eine bergartige See hoch hinauf. Er sieht schaudernd über einen Umkreis kochender und sich gleich hohen Hügeln aufthürmender Wellen hinweg. Im nächsten Augenblick stürzt er viele Klafter tief hinab; das steil und jäh ablaufende Schiff taucht mit dem Vordertheil tief ein in die Schaummassen, welche auf den Wassern sprühen und Bug und Gallion des zitternden und sich nun mühsam hebenden Fahrzeugs triefen von der rauschenden salzigen Fluth.

Diese sichtbaren Mahnungen der göttlichen Vorsehung erschreckten alle auf dem Schiffe, nur nicht Kapitain Calas. Er war ein zu erfahrner Seemann, zu abgehärtet, als daß sie auf ihn einen ungewöhnlichen Eindruck hervorgebracht hätten; zu verhärtet und versunken in Sünde und Laster, als daß er ergriffen worden

wäre oder Zeichen von Furcht an ihm hätten bemerkt werden können. Als sich am Abend vorher bald nach Untergang der Sonne der Sturm erhob und sich so schnell verstärkte, daß, ehe man Zeit gewann, es einzuziehen, eines der Bramsegel zerriß — da zeigte sich seine geistige Ueberlegenheit über seine Mannschaft in vollem Maaße. Die widerspänstigen Matrosen, welche nach der am vorigen Tage erst stattgefundenen Scene im geheimen Einverständniß beschlossen hatten, ihm keinen Gehorsam mehr zu leisten, geriethen bei dem Toben der Elemente in Furcht und Entsetzen. Die prahlerischen Drohungen gegen den aufs Tiefste gehaßten und verabscheuten Kapitain sind schnell vergessen. Die Gefahr ist da; die Ruhmredigen wissen ihr nicht zu entgehen; sie verstehen zwar zu gehorchen, aber nicht zu befehlen in einem Augenblick, wo es nöthig ist, daß alle einem Winke gehorchen, wo von der geschickten Führung des Schiffes die Erhaltung desselben abhängt, wo aller Leben in der Hand des höher gebildeten, erfahrneren und muthigeren Schiffsherrn liegt. Jeder Gedanke an Empörung, Haß und Widerstand hört auf und Calas, auf den jetzt alle mit Hoffnungsblicken schauen, hat gehorsame Seeleute, die jeden seiner Befehle mit dem größten Eifer befolgen werden. So mußte der Zorn der Elemente scheinbar selbst dazu beitragen, seine Gewalt, die er so unmenschlich und so abweichend von dem Wege des Rechts ausübte, zu verstärken und noch mehr zu befestigen.

Gegen Mitternacht artete der Sturm in einen wirklichen Orkan aus; das Schiff flog vor den heftigsten Windstößen dahin und mit verstörten Blicken liefen die Leute verwirrt durcheinander und schienen bei der Verwirrung, welche die zerrissenen, in den Sturm flatternden Segel verursachten, unschlüssig zu sein, wo sie zuerst Hand anlegen sollten. Doch der durchs Sprachrohr hohl tönende Ruf des Kapitains und das Pfeifen der Bootsleute beflügelten sie zur Arbeit. Einige klommen trotz des heftigen Schwankens in die Maste und bemühten sich, die zerrissenen Segel abzunehmen, während die Maste sich beugten, knarrten und zu splittern drohten. Das Krachen des Schiffsgebäudes, das Gepolter einiger Kanonen, die in ihren aufgelösten Tauen auf dem Deck hin- und herrollten, und die nur mit Lebensgefahr der Mannschaft endlich wieder fest angebunden werden konnten, das Geheul der im Raum eingesperrten Neger und das grelle Geschrei der entsetzten Negerinnen und Kinder, die in ihrem engen Behältniß hin- und herstürzten, ja von denen mehrere fast schon erdrückt waren; das Sausen und Pfeifen des Sturms im Tau- und Takelwerk; das Toben der einstürzenden Fluthen; das verworrene Getümmel der Schiffsmannschaft, das Klirren der Kettenpumpen und — welch' eine gräßliche und doch auch erhabene Scene! — der fürchterlich schöne Anblick des stürmischen Meeres!

Dennoch sollte dieses grause Schauspiel schneller,

als man vermuthen konnte, vorübergehen. Plötzlich zerrissen die Wolken, die Morgenröthe blickte an einigen Stellen über die wallende Fläche der See hin, und der Orkan verwandelte sich in einen starken Wind, der sich nach und nach verminderte und in einen gelinden Nordwest überlief. Er wirkte in einer veränderten Richtung auf die Wogen, welche dadurch bald niedriger wurden. Indem die Sonne von düstern Regenwolken verdeckt, heraufstieg, nahm die Wasserfläche eine freundlichere Gestalt an. Das Schiff ward jetzt auf Calas Befehl von oben bis unten besegelt, der Schaden gebessert und alle Hände erhielten bei diesem Geschäft eine tüchtige Arbeit.

Gegen Mittag ließ man die aufs Aeußerste erschöpften Neger auf das Deck, um sich hier von der Angst und Qual der fürchterlichen Sturmnacht etwas zu erholen. Auch Bill kam bleich und matt herauf. Man ließ ihn gewähren, ohne ihn zur Arbeit anzuhalten. Während der Kapitain oben war, schien er den Gegenstand des gestrigen Kampfes nicht seiner Beachtung werth zu finden und der Junge verbarg sich vor ihm in dem entferntesten Winkel des Schiffes.

Manche ermuthigende Aeußerung, mancher stille Beweis der Zuneigung und der Theilnahme von Seite der Matrosen goß hier Balsam in sein Herz. Die Kluft hatte sich zwischen Calas und seiner Mannschaft wieder erweitert, sobald das Toben der Elemente den Gedan-

kengang nicht mehr unterbrach. Haß und unterdrücktes Rachegefühl schlummerte und glomm in dem Herzen der menschlicher gesinnten Seeleute gegen den Barbaren, der ihre Gefährten ermordet und eingekerkert hatte. Bald sollte die Gelegenheit kommen, die den freien Ausbruch begünstigte. Sie wurde sehnsüchtig erwartet.

Das Firmament bot heute einen seltsamen Anblick dar und bewieß, daß man durch die Gewalt des Sturmes schon aus dem Bereich der trockenen stätigen Passatwinde getrieben worden war. Finstere, zerrissene Wolken jagten in der Luft hin; Sonnenstrahlen fielen wasserziehend und die Dünste schnell hebend in nah und fern auf die Gewässer. Hie und da fiel plätschernd ein Strichregen; eine schwüle Hitze machte das Athemholen beschwerlich und das Schwanken der Barometer, ihr rasches Sinken, das ganze Aussehen des Himmels verkündete, daß die elektrische Materie zwar heftig erregt, aber durch den kurzen Sturm keineswegs ins Gleichgewicht getreten war. Plötzlich erstarb der Wind mit einem fast klagenden wehmüthig klingen Gesäusel im Tauwerk; die Segel schlugen klatschend an die Maste und hingen dann todt herab; das Schiff rückte noch wenige Kabellängen vorwärts und lag dann still in der See, die allmählig eine düstere, bleisarbige Spiegelfläche, das Bild des stillstehenden Schiffes verkehrt darstellte. Die Menschenmasse auf dem Deck sah mit angsterfülltem Herzen dieses düstere Vorzeichen einer andern, vielleicht noch schrecklicheren Katastrophe.

Calas stand still und warf einen düstern aufmerksamen Blick nach allen Richtungen. Mit einem frevelhaften Fluch sendete er die Hälfte der Mannschaft auf die Maste, um die Segel einzuziehen. Dann ließ er die Neger in den Raum bringen, um durch ihre Gegenwart nicht an der schweren Arbeit, die man jetzt bald und gewiß erwarten durfte, gehindert zu werden. Den Leuten, welche den Ausguck hatten, wurde aufs strengste die sorgfältigste Aufmerksamkeit eingeschärft. Die Bootsleute nahmen die Fernrohre zur Hand und betrachteten den Horizont, auf dem bleifarbige Wolken zu ruhen schienen, mit ängstlicher Miene. Man war ungewiß, was jetzt kommen würde und erwartete einen neuen noch schwereren Sturm. Aber die Elemente bereiteten eine andere Erscheinung vor.

Weit gegen Süden lagen dunkelfarbige Wolkenmassen; sie schienen fast über das ruhige Meer hingebreitet zu sein. Dieser Punkt des Oceans bildete jetzt einen weißlichen Fleck, aus welchem gleichsam ein Faden oder eine Säule emporstieg, die sich mit einer andern aus den Wolken herabkommenden vereinigte. Ein Matrose hatte das Meteor entdeckt und zeigte mit lautem Schreckensruf auf dasselbe. Die Mannschaft sprang an die Wandungen oder in das Tauwerk und beobachtete nun ein Schauspiel, das eben so selten, als großartig und furchterregend ist und die widersprechendsten Gefühle in der Brust der Zuschauer hervorrief.

Die Erscheinung schien etwa ein und eine halbe Meile vom Schiffe entfernt zu sein und unten am Meere einen Durchmesser von siebenzig bis achtzig Klaftern zu haben. Hier tobte jetzt das Meer heftig und es stiegen die Dünste, wie Staubregen in die Höhe. Oben nach den Wolken hin war der Durchmesser der Säule gleichfalls stärker, als in der Mitte, woselbst er kaum zwei bis drei Fuß zu betragen schien. Das Wasser wurde in der Säule wie eine Schnecke hinaufgetrieben, oft schien es aber auch nur eine hohle Röhre zu bilden und innerhalb der Säule einen leeren Raum zu lassen. Da die Wolken mit dem auf dem Meere liegenden Theil der Säule nicht immer in gleicher Geschwindigkeit fortrückten, erhielt diese eine schiefe Richtung und krümmte sich. Auch ging die eine schneller, als die andere; je mehr sie sich dem Schiffe näherte, desto mehr bewegte sich das Meer und brach in kleinen kurzen Wellen. Dabei verspürte man ein leichtes Lüftchen von sehr unbeständiger Richtung und ein Geräusch, wie das eines Wasserfalles, der in ein tiefes enges Thal stürzt, drang aus der Ferne heran. Hagelkörner fielen auf das Schiff; es regnete und blitzte, doch hörte man nicht donnern. Diese Erscheinung war eine Wasserhose und ihre Richtung mußte sie unfehlbar auf das Schiff führen, das, wenn sie es erreichte, wo nicht dem Untergang, doch der höchsten Gefahr ausgesetzt war. Entsetzen ergriff die Matrosen, denn durch ihre ohnehin herabge-

drückte Stimmung sahen sie alles von der düsterſten Seite und betrachteten die furchtbar schöne Naturerscheinung als einen rächenden Boten der Vorsehung, der da nahte, um den frevelhaften Befehlshaber des Schiffes und alle diejenigen, welche mit ihm das fluchbeladne Fahrzeug bewohnten, in den Abgrund der See zu stürzen. Calas und der Steuermann donnerten ihnen wiederholt den Befehl zu, die wenigen Segel, welche noch standen, zu entfernen und die Kanonen zu laden; aber die entsetzten Seeleute, erfüllt von abergläubischen Gedanken, machten keine Miene zu gehorchen.

In diesem gefährlichen Augenblick bildeten sich an verschiedenen Punkten des Meeres noch vier andere Wassertrompen. Sie schienen aus den finsterſten Theilen der Wolken herabzuhängen, von denen sie meist abgeschnitten und durch einen Abstand von einigen Klaftern getrennt waren. Schief liefen sie zur kochenden See herab, die sich ihnen entgegenbäumte und deren schäumende Wasser sich in beträchtlicher Höhe in Gestalt einer Pyramide mit ihnen verbanden. Während sich die letzteren Erscheinungen in der Ferne bildeten und an Größe wuchsen und zunahmen, schritt die erstere dem Schiffe immer näher, obwohl sie oft und vielfach den geraden Weg verließ und dem Zuge des Windes folgend in Spirallinien über die Wellen hinzog. Auf dem Schiff herrschte jetzt die wildeste Verwirrung; noch lag es todt auf dem Meere und im Bereich der gefährlichen

Erscheinung schien es dem Untergang geweiht zu sein. Der Kapitain achtete nicht auf das Geschrei der besinnungslosen Matrosen, welche in Todesangst auf dem Deck umherliefen. Er legte mit den Bootsleuten und einigen erfahrnen Seeleuten, die ähnliche Erscheinungen schon häufig gesehen hatten, selbst Hand an, um mehrere Kanonen zu laden. Es gelang noch zur rechten Zeit. Als die furchtbare Wassersäule nur noch wenige Kabellängen vom Spiegel des Schiffes entfernt war, gingen die Schüsse los; durch die heftige Erschütterung der Luft zerriß das Meteor und stürzte mit betäubendem Brausen in die See herab. Diese wogte hoch auf und bald lag das Schiff krachend und stöhnend in allen seinen Fugen in einer hohlen See, die es heftig umherwarf, während ein wolkenbruchähnlicher Platzregen herabstürzte und die Ferne vor den Blicken der Schiffsbewohner verbarg. Als die Wellen sich legten und der Regen aufhörte, waren auch die Wasserhosen verschwunden; ein frischer Nordwest kräuselte die Wellen und blies in die Segel. Calas ließ immer mehrere beisetzen, bis das Fahrzeug, wie ein Vogel in die düstere Ferne dahinstreifte. Mit besserem Wetter zog neuer Muth in die wankelmüthigen Herzen der Matrosen ein. Die gewöhnlichen Geschäfte des Tages ließen die düstern Gedanken an die schlimmen Ereignisse der jüngsten Zeit nur selten aufkommen. Mißtrauen erfüllte die beiden Parteien und hielt sie einander fremd;

man versparte aber jeden Gedanken an eine gefährliche und nutzlose Rache auf die Ankunft des Schiffes in einem Hafen, wo die Gerechtigkeit der Richter angerufen werden konnte. Die gefesselten Matrosen im Raume erhielten jedoch keine Erleichterung und der Kapitain schien sich ihrer weder mehr zu erinnern, noch ihrer zur Arbeit zu bedürfen. Welche Plane jedoch seine tückische Brust verbarg und in welcher Weise er seinem Zorne Raum zu geben beschlossen hatte, — es ist nie bekannt geworden.

Das Verderben ging dabei unaufhaltsam seinen grausen Schritt. Die unglücklichen Neger unter dem Deck schmachteten in ihrem schrecklichen Gefängniß bei der langen Dauer der Reise dem gewissen Tode entgegen. Fast an jedem Morgen zog man Leichen aus dem scheußlichen Behältniß und in den Ueberlebenden waren nur mühsam die kraftvollen Menschen wieder zu erkennen, welche man in Afrika an Bord genommen hatte. In stiller dumpfer Resignation hatten sich die meisten in ihr schreckliches Loos ergeben. Viele ersehnten das Ende, welches sie ihrer Pein entriß und folgten mit neidischem Blick den Matrosen, welche täglich die Leichen aus ihrer Höhle hervorholten, um sie, den Haifischen zum Raub, in das Meer zu stürzen. Noch ein anderes, das schrecklichste aller Uebel, der Selbstmord, nahm unter den Unglücklichen überhand! Jetzt mußten auch die Peiniger einen Theil ihrer Qualen empfinden. Calas

entdeckte nämlich bald, daß sich die Neger durch den Tod seiner Habgier zu entziehen suchten. Deßhalb mußten die Bootsleute im Raume Wache halten, um die Wahnsinnigen von der Ausführung ihres entsetzlichen Entschlusses abzuhalten. Doch mit diesem kam zugleich auch eine neue Geißel über die gemarterten Sclaven und die entmenschten Wächter ließen ihrer Wuth über den ecklen, schweren Dienst fürchterlich an den Schwarzen den Lauf.

Wir wenden uns nun von diesem Abgrunde des menschlichen Elends hinweg, um unsern lieben Lesern vor dem Schlusse dieses Kapitels noch einiges über die interessante Erscheinung mitzutheilen, welche wir schon oben beschrieben haben. Die Wasserhosen entstehen gewöhnlich auf folgende Weise: Es senkt sich der untere Theil einer Wolke in Form eines zugespitzten Kegels mit einer wirbelnden Bewegung nach dem Meere herab. Zugleich wird hier das Wasser in einem Umfang von etwa hundert Schritten unruhig und kräuselt sich; nach einiger Zeit steigt eine Dunstsäule, ebenfalls wirbelnd, vom Meere empor und vereinigt sich mit der herabhängenden Wolkenspitze. Dabei vernimmt man ein Geräusch, das bald dem Brausen eines entfernten Wasserfalles, bald dem Zischen der Schlangen gleicht. Die Dunstsäule hält oben, nämlich da, wo sie sich mit der Wolkenspitze vereinigt, etwa 3—4 Fuß im Durchmesser, nimmt aber unten nach dem Meere hin, grad-

weise an Dicke zu. Inwendig ist sie hohl, d. h. sie enthält einen leeren Raum, der wie eine weißliche Röhre durchscheint. Ist nun das Meteor gebildet, so beginnt es sich in Bewegung zu setzen und zieht schnell über die Meeresfläche hin, indem es fortwährend in Schneckengängen sich herumdreht, so daß die Wolke immer mehr Zufluß an Wasser erhält und dadurch düsterer wird. Nach Verlauf einer Viertel- oder halben Stunde zerplatzt die Säule und es erfolgt ein heftiger Gußregen, zuweilen auch ein Hagelsturz, was ein großes Geräusch verursacht. Diese Auflösung wird beschleunigt, wenn die Säule schneller oder langsamer, als die Wolke, fortrückt, daher eine schiefe Richtung bekommt, sich immer mehr ausdehnt und endlich zerreißt. Dasselbe geschieht, wenn sie auf feste Körper, z. B. auf ein Schiff, eine Klippe und dergl. stößt. Manchmal bilden sich Wasserhosen auf eine andere Art. Es wirbelt nämlich eine Dunstsäule in den Luftkreis empor und verbindet sich mit einer Wolke, ohne daß diese ihr entgegenkommt. Man unterscheidet daher die Wasserhosen in niedersteigende und aufsteigende. Häufig entstehen in einer Gegend ganze Gruppen solcher Dunstgebilde, welche, da jedes derselben von einem besondern Wind geführt wird, sich in verschiedenen Richtungen durcheinander bewegen und daher gleichsam zu tanzen scheinen. Man will Gruppen von zwanzig und mehreren gesehen haben. Die Wasserhosen sind, wie ihre schneckenförmige Bewe-

gung und ihre Wirkung auf feste Körper beweist, stets mit einem heftigen Wirbelwinde begleitet, wenn gleich in der Luft umher eine noch so große Stille herrscht. Auch zeigen sie ein elektrisches Licht, oder geben Blitze von sich, obschon kein Donner gehört wird. Ihre Wirkungen auf feste Körper äußern sich mehr oder weniger heftig. Kleine Schiffe, die in ihren Bereich kommen, laufen Gefahr, durch die ungeheuere Gewalt des sie begleitenden Wirbelwindes gänzlich zerstört zu werden und offene Fahrzeuge bringt schon das herabstürzende Wasser zum Sinken. Schiffe der größern Art werden zwar selten von einer Wasserhose ganz zerstört, wohl aber die Maste, besonders wenn viele Segel ausgespannt sind, zersplittert und umgestürzt, und alle Gegenstände auf dem Verdeck zertrümmert. So gerne daher die Seefahrer dieses große Schauspiel der Natur beobachten, so sehr suchen sie sich auch in der Entfernung zu halten, was aber nicht immer möglich ist, weil meistens kein Wind geht. In solchen Fällen pflegt man Kanonen abzufeuern, um eine Lufterschütterung und dadurch eine Zertheilung des Meteors zu bewirken, die auch oftmals erfolgt. Es fehlt indessen nicht an Beispielen, daß Schiffen, die mit einer Wasserhose in Berührung kamen, kein beträchtlicher Schaden zugefügt wurde.

Bisweilen ziehen die Wasserhosen nach den Küsten, und eine Strecke weit in das Land, wo sie alles, was in ihrem Wege liegt, verheeren. Im Jahre 1807 zog

eine Wasserhose nach dem Hafen von Melazzo in Sicilien. Sie zerstörte hier viele Fahrzeuge und nahm dann ihren Weg nach den Umgebungen der Stadt, wo sie selbst die stärksten Bäume zerbrach und einen Hagel von so außerordentlicher Größe herabschickte, daß nicht nur alle Pflanzen und Gewächse dadurch zerschlagen, sondern auch Menschen und Thiere theils stark beschädigt, theils getödtet wurden. Im Juli 1785 entstand auf der Elbe bei Altona eine Wasserhose. Sie zog anfangs auf dem Strome langsam hin und her und wendete sich dann nach dem Ufer. Hier ließ die Wolke ihr Wasser fallen und ging mit großer Schnelligkeit wirbelnd über die Stadt, wo sie an den Fenstern und Dächern der Häuser, so wie an den Bäumen in Gärten und an Alleen, beträchtlichen Schaden anrichtete.

Wodurch die Wasserhosen entstehen, hat man noch nicht genügend ermitteln können. Daß sie, wie einige Naturforscher geglaubt haben, bloß durch den sie begleitenden Wirbelwind hervorgebracht werden, ist sehr zu bezweifeln. Mit mehr Wahrscheinlichkeit darf man annehmen, daß dieser nur eine untergeordnete Rolle dabei spiele und daß vielmehr die Elektricität, die einen so großen Einfluß auf den Luftkreis ausübt, die erste Ursache sei. Dafür sprechen das elektrische Licht und die Blitze, die bei den Wasserhosen wahrgenommen werden, die von ihnen verbreitete Kälte, der Hagel, den sie bisweilen herabsenden, der Umstand, daß sie bei warmer

und veränderlicher Witterung entstehen, und noch Anderes. Sehr wahrscheinlich ist es, daß dem Phänomen ein gestörtes Gleichgewicht der elektrischen Flüssigkeit und ihr Streben, es wieder herzustellen, zum Grunde liegt. Wenn nämlich diese Flüssigkeit sich in der Luft zu stark angehäuft hat so sucht sie in die Erde oder in das Meer einzudringen; wird dagegen ihre Anhäufung in der Erde oder dem Meere zu groß, so strebt sie in den Luftkreis überzugehen. Die Wassersäule dient dabei als Leiter oder als Verbindungsmittel. Was nun aber die näheren Umstände betrifft, wodurch die Säule ihre besondere Gestalt, Bewegung und Wirksamkeit erhält, ist schwierig zu erklären. Noch ist man nicht einmal über die Bestandtheile und den inneren Bau derselben im Klaren, und weiß nicht gewiß, ob sie blos aus Wasserdampf, oder auch aus Dämpfen anderer Art bestehe, und ob jener, wie es scheint, bloß durch die Hohlung im Innern emporsteige und von der Wolke, wie durch einen Schlauch eingesogen werde, oder ob diese Hohlung nicht vielleicht der Kanal für die auf- und niedersteigende elektrische Materie sei. *)

*) Richters Wasserwelt, S. 411—414.

Achtes Kapitel.

Triumph! die Rache kommt, das Böse weicht besiegt,
Seht die Unmenschlichkeit, die frevelnd unterliegt!

Wie ein tückisches Gespenst, ein unheimlicher, furchterweckender Mann, schritt Calas unter seiner sich vor ihm scheuenden und ihn verachtenden Mannschaft umher. Das Verdeck vermied er und blieb meist auf dem Hinterdeck, welches nur in Angelegenheiten des Dienstes von den Matrosen betreten werden durfte. Die Bootsleute, deren Namen schon an einer früheren Stelle dieser Erzählung genannt worden sind, leisteten ihm hier Gesellschaft, wenn es die Zeit gestattete. Außerdem war er allein, den düstersten Rachegedanken sich überlassend. Da sah man ihn dann oft, wie er mit Cabral, der sein ganzes Vertrauen besaß, lange und heimliche Zwiegespräche hielt; oder wie er stundenlang hinausstarrte auf das bewegte Meer, das verschlossen und tückisch, ein Bild seines zürnenden Innern darstellte und dessen düstere Einförmigkeit dem trostlosen Versunkensein besser entsprach, in welchem sich seine Seele befand, als das belebte Räumlein des Schiffes in dem die arbeitenden Seeleute ihre Geschäfte verrichteten. Vierzig Tage waren jetzt seit der Abreise des Schiffes verflossen

und Kapitain Calas betrachtete oft sehnsüchtig die Karte auf der von Tag zu Tag der Punkt eingetragen wurde, woselbst sich das Schiff befand.

Die Matrosen hofften vergeblich auf die Befreiung ihrer Gefährten. Calas schien diese vergessen zu haben und nur die Kost, welche regelmäßig von einem der Bootsleute in das Behältniß des Raumes für sie getragen wurde, bewieß, daß sie noch am Leben waren. Calas schien entschlossen zu sein, sie als Aufrührer im nächsten Hafen, den man erreichen würde, dem Gericht zu übergeben, ohne die Klagen seiner Leute und die offenen Vorwürfe derselben über die Ungerechtigkeit, welche er sich hatte zu schulden kommen lassen, zu scheuen. Der Kapitain trotzte auf das fast unumschränkte Recht, welches ihm seine Stellung gewährte und schien sich vor der Bekanntmachung seiner Verrätherei und des niedrigsten Betruges keineswegs zu scheuen. An Gewalt konnte seit jenem Vorfall mit Bill, der jetzt wieder rüstig seine Geschäfte verrichtete, nicht gedacht werden, denn Kapitain Calas hatte die fürchterlichsten Vorkehrungen getroffen, um jeden derartigen Gedanken zu ersticken. Das Hauptverdeck wurde durch eine starke eichene Bohlenwand vom Mitteldeck getrennt und die Mündungen zweier mit Eisenstücken, Kartätschen und gehacktem Blei geladenen Kanonen gähnten drohend genug auf das Verdeck herein, ein schrecklich warnender Beweis von der entschlossenen und kaltblütigen Grau-

samkeit des Befehlshabers. Die Matrosen hatten genug gesehen, um zu wissen, daß es nur der geringsten Veranlassung bedurfte, um den schlummernden Tiger im Herzen des unmenschlichen Schiffsherrn wieder zu entfesseln. Niemand wagte deßhalb auch nur eine Fürbitte für die Unglücklichen, auf denen sein Zorn lastete.

Die Neger wurden jetzt besser, als früher, genährt. Man reichte ihnen Trinkwasser, soviel sie bedurften und ihre Speisen wurden kräftiger, je mehr das Schiff dem Lande sich näherte. Siebenundachtzig Menschen hatte der Tod im kurzen Verlauf dieser fürchterlichen Reise schon hingerafft und jetzt gebot die Habsucht, dieser Sterblichkeit, so weit menschliche Einsicht und die vorhandenen Mittel es gestatteten, Einhalt zu thun. Außerdem war es ja auch nöthig, daß die Sclaven frisch und kräftig zu Markte gebracht wurden, denn davon hing ja der Vortheil des Geschäfts ab und die Preise stiegen oder fielen, je nachdem die Waare besser oder schlechter aussah. Wer aber gedacht hätte, daß auch nur die leiseste Regung eines menschlichen Gefühls den Kapitain bestimmt hätte, die Neger besser zu halten, der würde sich in einem sehr großen Irrthum befunden haben. Geiz, Habsucht und jüdische Berechnung — das allein waren die drei Hebel, welche seine Handlungsweise bestimmten und nie ist sich ein Mensch in guten oder schlechten Grundsätzen gleicher geblieben, als er.

Die Vorsicht und Wachsamkeit wurde verdoppelt,

je näher das Schiff den westindischen Gewässern kam. Zahlreiche Wachen und im Tauwerk eine Menge Ausgucker, beobachteten mit angestrengter Aufmerksamkeit den Horizont. Hie und da zeigte sich jetzt in der Ferne ein Fahrzeug, das harmlos seinen Weg verfolgte, ohne weiter auf die Santa Virgina zu achten; zuweilen wurden Signale gegeben, welche jedoch von Kapitain Calas entweder nicht erwiedert wurden, oder auf die er nicht einmal achtete. Auch dieses war gegen allen Brauch auf der See, denn nie lassen die Schiffer Signale unbeantwortet. Eine Art von Telegraphie ist unter allen seefahrenden Nationen festgesetzt worden, damit die Seeleute, ohne sich einander nähern, oder den Kurs ändern zu müssen, sich besprechen können. Durch Flaggen, welche mit Nummern versehen sind, und in gewissen bestimmten Verhältnissen übereinander an einem Platze des Schiffes aufgezogen werden, woselbst sie auf dem correspondirenden Fahrzeuge am deutlichsten gesehen werden können, vermag man eine Menge ganzer Sätze auszudrücken. Die gewöhnlichsten dieser Fragen, z. B.: »Welchen Längen- und Breitengrad habt ihr?« wird gerne von allen Schiffen beantwortet und wenn dann die Rechnungen der beiden Fahrzeuge stimmen, so ist es ein erfreulicher Beweis von ihrer Richtigkeit und von der Sicherheit der Fahrt. Andere Fragen betreffen die Gegenstände: »Wie viele Tage seid ihr in See?« »Wohin geht ihr?« »Woher kommt euer Schiff?« »Ist alles

wohl am Bord?« »Wißt ihr keine Neuigkeiten?« und dergl. mehr. Da jedes Schiff auf der See seine Nationalflagge aufzieht, so weiß man ohnehin, mit wem man es zu thun hat und aus welchem Lande die Leute in dem andern Schiffe sind. Für den Nothfall hat man zur Schiffstelegraphie nur eine große und kleine Nationalflagge nöthig, nebst einer kleinen weißen Flagge, dann einer Standarte (eine blaue, spitzzulaufende Flagge) und Kugeln oder Ballen. Die Nationalflagge oben und die Standarte unten bedeutet z. B.: »Wie viele Tage seid ihr auf der See?« Dagegen die Standarte oben und die Nationalflagge unten bedeutet: »Wir sind in Gefahr auf Untiefen zu kommen; sagt uns, wie wir steuern sollen?« Die weiße Flagge oben und die Standarte unten bedeutet: »Unser Schiff geht unter, rettet die Mannschaft;« u. s. w.

Bei Nacht geschehen die Signale mittelst Laternen, in Begleitung von Kanonenschüssen. Es versteht sich von selbst, daß sie nur im Falle der Noth angewendet werden, oder bei stürmischer Witterung, um zu verhindern, daß nahe liegende Schiffe einander nicht in den Grund rennen.

Die gewöhnliche Art der Schiffstelegraphie geschieht durch zehn besondere von einander an Gestalt und Farbe verschiedenen Flaggen, auf welchen die Zahlen 1 bis 0 also die zehn Ziffern, mit welchen alle Zahlen ausgedrückt werden können, gezeichnet sind. Mittelst dieser

numerirten Flaggen und eines in alle Sprachen der seefahrenden Nationen übersetzten Signalbuches kann man nun alles ausdrücken, was man will; man hat nur im Signalbuch nachzuschlagen, was man dem andern Schiffe zu verstehen geben möchte und die numerirten Flaggen so zusammenzustellen, wie es für den treffenden Fall bestimmt ist. So kann man lange Gespräche halten, sich gegenseitig helfen und beistehen, einander Lebensbedürfnisse oder Geräthschaften, die einem abgehen, zu kaufen geben, oder im äußersten Nothfall sogar die Hülfe und Menschlichkeit anderer anrufen. Die Seezeitungen enthalten immer eine Menge solcher Unterhaltungen oder Nachrichten von Schiffen, die nach sehr entfernten Gegenden gehen und von heimkehrenden Fahrzeugen auf dem weiten Ocean angetroffen und gesprochen worden sind. Es ist für alle Angehörigen derer, welche auf dem Schiffe sich befinden, ein Trost und eine Beruhigung, auf diese Weise Nachrichten von lieben Verwandten oder Freunden zu erhalten, oder wenigstens die Gewißheit zu haben, daß sie nach Uebersteyung so großer Gefahren noch am Leben waren und ihr Ziel bald glücklich zu erreichen hoffen durften.

Man durfte es als ein seltenes Glück betrachten, daß der Santa Virgina noch kein Kriegsschiff begegnet war, denn in diesem Falle würde Kapitain Calas nicht damit ausgereicht haben, auf die Signale desselben keine Antwort zu geben. Man würde sogleich Verdacht ge-

schöpft haben, sobald er nicht beigelegt, Segel gestrichen und Antwort auf die an ihn gestellten Fragen gegeben hätte. Nur die schnellste Flucht, nur das Glück, vielleicht einem langsam segelnden Fahrzeug zu begegnen, hätte ihn retten können. Aber Calas war für diesen Fall selbst auf das Schlimmste gefaßt. Er war entschlossen, sich nicht zu ergeben, koste es auch, was es wolle und sein verzweifelter Charakter ließ das Schlimmste und Aeußerste befürchten.

Der gefährlichste Theil der Fahrt war jetzt zurückgelegt und man erwartete stündlich die Ostküste von Amerika zu Gesicht zu bekommen. Hier begünstigte Wind und Welle die Fahrt. Mit der am Cap Trinidat sich brechenden und nordwärts braußenden Wasserfluth, der großen Westströmung, welche zwischen den Inseln unter dem Winde und der Nordküste von Südamerika in das caraibische Meer mächtig eindringt, wollte Calas in den großen Meerbusen zu gelangen und Cuba, den Ort seiner Bestimmung zu erreichen suchen. Alles schien zu gelingen; zwei Tage nachher bekam man das Cap Trinidat zu Gesichte und noch an demselben Tage lief das Schiff durch die Straße zwischen den Inseln Trinidat und Tabago in das caraibische Meer ein. Der Curs wurde jetzt geändert und man steuerte nordwärts nach der Havanna auf der Insel Cuba, die man binnen wenigen Tagen zu erreichen hoffen durfte. Der Wind war günstig und der Zug

der Strömung beförderte die Fahrt. Am andern Morgen lag das Schiff schon sehr weit westwärts von der Kette der caraibischen Eilande im freien caraibischen Meere. Calas ließ jetzt die Neger auf das Deck bringen und die gewöhnlichen Geschäfte vornehmen, während die Matrosen das Schiff reinigen und zur Ankunft im ersehnten Hafen vorbereiten mußten, obwohl keine der getroffenen Vorsichtsmaßregeln dabei versäumt wurde. Die Mannschaft beeiferte sich, den willkommenen Befehl auszuführen, denn der Augenblick, den man so lange mit Begierde erwartet hatte, der Tag, welcher ihr die Freiheit und das Recht wiedergab, einen gehaßten und verachteten Befehlshaber zu verlassen, war jetzt nahe und wurde begierig von allen erwartet. Aber ehe dieses geschehen konnte, sollte noch das Böse sein ihm gestecktes Ziel erreichen. Die Vorsehung wachte und ihre Strafe ereilte den Verbrecher, der sich schon in Sicherheit zu sein geträumt hatte. Die Langmuth Gottes hatte ihm eine sehr große Frist gegönnt; aber sie war von ihm nicht benützt worden zur Besserung und nun war die verhängnißvolle Stunde da, wo das Verderben mit vernichtender Macht über ihn hereinbrechen sollte.

Es war Nachmittags um vier Uhr; die Sonne brannte mit fürchterlicher Gewalt auf das menschenerfüllte Verdeck der Santa Virgina herab, woselbst die Sclaven so eben ihr gewöhnliches Sturzbad aushielten.

Die Mannschaft war damit beschäftigt, die Vorkehrungen für die Zeit der Dunkelheit zu treffen, in welcher nach der erschlaffenden Hitze des Tages ein Gewittersturm erwartet wurde. Schon rollten schwarze und braungelbe Wolken am Rande des Firmaments; die Sonne verbarg das leuchtende Antlitz in ihrem Schooße und von diesem Moment an verdüsterten nebelartige Dünste die Ferne und umschleierten den dunkeln Rand des Horizonts. Die wachehaltende Mannschaft erhielt in diesem Augenblicke den Befehl, die Neger unter Deck zu bringen. Langsam und in der genauesten Ordnung stiegen die Reihen der Schwarzen in ihr dunkles Behältniß hinab. Da ertönte plötzlich vom Vormast, woselbst einer der Ausgucker die Wache hielt, der laute Ruf: »Ein Schiff in Westnordwest.«

Dieser Ruf brachte einen unbeschreiblichen Eindruck hervor. Man hatte schon öfter Fahrzeuge gesehen, ohne daß ihre Nähe gefürchtet oder besonders beachtet worden wäre. Aber mit diesem Schiffe hatte es eine besondere Bewandtniß. Hier lagen gewöhnlich Kreuzer. Handelsschiffe traf man sehr selten an, da kein wichtiger Hafen oder Landungsplatz in der Nähe war und die Macht der Strömung die Durchfahrt zwischen den Inseln unter dem Winde, bei schwacher Briese wenigstens, völlig unmöglich machte. Man hatte also mancherlei zu hoffen und auch zu fürchten. Zwei Partheien auf der Santa Virgina theilten diese widersprechenden Empfindungen

Calas und seine vertrauten Anhänger zitterten, wenn das fremde Fahrzeug ein englisches Wachtschiff sein sollte. Die übrigen Seeleute erwarteten mit Ungeduld den Augenblick der Entscheidung und wünschten nichts sehnlicher, als daß die Befürchtung des grausamen Schiffsherren sich verwirklichen möchte. Für einen solchen Fall hatten sie sich schon verabredet und Kapitain Calas hatte von ihrer Seite weder den mindesten Beistand, noch auch die geringste Unterstützung zu erwarten.

Das fremde Fahrzeug hatte beigedreht und schien die Santa Virgina, deren Curs gerade nach der Gegend der See gerichtet war, woselbst es lag, erwarten zu wollen. Die weißen Segelmassen zeichneten sich sehr scharf auf dem dunstigen und schwarzen Wolkenhimmel ab und die grünen schaumsprühenden Wellenfurchen schienen den sehr niedrigen Rumpf des Fahrzeugs von Augenblick zu Augenblick verschlingen zu wollen. Kapitain Calas stand, das Fernrohr am Auge, unbeweglich am Geländer des Verdecks. Das ganze Aussehen des Fahrzeugs, die ungeheuer starken, hohen Maste, die Schnelligkeit, mit welcher einzelne Veränderungen im Segelwerk des fremden Schiffes vorgenommen wurden; die pünktliche Ordnung, welche dort herrschte, die zahlreichen Menschenmassen, welche man auf dessen Verdeck durch Hülfe des Fernrohrs erblickte; endlich eine lange Reihe jetzt noch wohl verschlossener Kanonenlucken — alles dieses bildete Wahrnehmungen, welche ihn nicht

länger zweifeln ließen, daß er auf dem Wege sei, den Dienern der von ihm mit Füßen getretenen Gerechtigkeit in die Hände zu gerathen. Doch Calas war nicht der Mann, der lange unentschlossen blieb. Kaum hatte sich die Thüre hinter den Negern geschlossen, so ertönte sein Commando, das Schiff zu wenden und alle Segel beizusetzen. Jetzt sollte er aber erfahren, daß er im eigenen Fahrzeug von Verrath und Haß umgeben war. Keine Hand rührte sich, den erhaltenen Befehl zu vollziehen.

Calas stand und starrte mit einem Antlitz, auf dem fast wahnwitzige Wuth mit allem Feuer südlicher Heftigkeit emporloderte, nach den Matrosen, die sich tölpelhaft und seinem Blicke ausweichend, ohne gehorchen zu wollen, nach der Falltreppe drängten, die in den Raum führte. Er fühlte, daß er ohne den Beistand der Matrosen verloren war. Die entsetzlichste Verlegenheit war ihm bereitet und er sah maschinenartig nach dem fremden Fahrzeug, das der Santa Virgina in kurzer Zeit um ein sehr großes Stück Weges näher gerückt war.

Dort entfaltete sich jetzt eine große Flagge, während ein Ball dichten Rauches aus einer der Wandungen rollte. Es war wirklich die gefürchtete, meergebietende Flagge von England. Jetzt drang auch der Donner des Geschützes heran.

»Wendet!« befahl der Kapitain mit fieberhafter Hitze. Gräßliche Verwünschungen ausstoßend griff er

nach einem der Taue, als wenn er allein mit herkulischer Kraft die Wucht desselben hätte bewältigen wollen. Allein Niemand schickte sich zur Befolgung seiner Befehle an, als Cabral und die Bootsleute, welche bereits mit verzweiflungsvoller Anstrengung im Tauwerk arbeiteten. Schon waren mehrere der jetzt anders zu stellenden Segel gerüstet; die Kraft des Steuerruders brach sich an den schweren Gewässern und das Schiff ging langsam, aber sich gegen die anstürmenden Wellen bäumend in nordöstlicher Richtung.

Kaum bemerkte man auf dem fremden Fahrzeuge, daß die Santa Virgina ihren Lauf geändert hatte, so geschah dort auch schon das Gleiche. Segel auf Segel fiel herab und schnell war der Weg zur Flucht abgeschnitten. Das fremde Schiff rollte gegen Osten auf den sich immer höher bäumenden Wassern und, wenn Kapitain Calas seinen Curs beibehalten hätte, würde er binnen weniger Zeit seinem Verfolger in die Hände gerathen sein. Mühsam wurde deßhalb abermals gewendet und dem Winde fast entgegengesteuert, eine langsame und gefährliche Fahrt, bei der man aber den Vortheil hatte, in die Domingo umgebenden Eilande zu kommen, in einem der Häfen des spanischen Antheils dieser Insel vor Anker zu gehen, oder ein sicheres Versteck vor den nachsetzenden Engländern finden zu können.

Die Lage der Dinge war jetzt folgende: Das fremde Schiff segelte rein gegen Osten, indem es sehr schwer

und hart gegen Wind und Strömung ankämpfte, welche beide seinem Laufe fast unübersteigliche Hindernisse entgegensetzten. Von Zeit zu Zeit wurde dort eine Kanone abgefeuert, es wurden Signale gegeben, und alles dieses geschah, um die Santa Virgina, welche durch ihre Flucht und durch das geheimnißvolle Aussehen den Verdacht des Engländers erregt hatte, zum Anhalten und zum Aufziehen ihrer Flagge zu bringen. Kapitain Calas, welcher aus sehr begreiflichen Gründen weder zu dem Einen noch zum Andern Lust hatte, segelte dagegen Ost-Nordost, hatte günstigeren Wind, lief nicht geradezu gegen die Strömung und hatte nur dafür zu sorgen, daß sein Segelwerk gut bedient wurde, dann konnte er Domingo eher erreichen, als sein Verfolger, und war unter dem Schutze der spanischen Kanonen vor jeder Verantwortung sicher. Aber seine Matrosen ließen ihn im Stich und durch das langsame, von nur wenigen Seeleuten ausgeführte Manöver im Segelwerk, gelang es ihm nicht schnell genug zu fliehen und der Engländer, welcher in diesem Punkt natürlich vollständig seine Befehle ausgeführt sah, blieb der Santa Virgina stets zur Seite, aber ohne sie schneller erreichen zu können. Seine Annäherung nahm jedoch von Augenblick zu Augenblick zu; man sah die Kugeln auf den Wellen rikochetiren (aufprallen) welche er nach dem Negerschiff feuerte und die letzten versanken schon ganz in der Nähe der Santa Virgina. Bald mußten dieselben im Schiff einschlagen.

Dennoch war ein besonderer Umstand vorhanden, welcher dem Kapitain Calas günstig zu statten kam. Die wenigen Seeleute, die er zur Ausführung seiner Befehle benützen konnte, die Langsamkeit, welche alle Bewegungen seines Schiffes bezeichnete — alles dieses ließ den Kapitain des Kriegsschiffes zweifeln, ob überhaupt das ihm verdächtige Fahrzeug einen verbrecherischen Charakter trüge, oder ob er nicht vielmehr einen ehrlichen Handelsschiffer vor sich habe, der eine Begegnung mit irgend einem Schiffe in diesen gefährlichen unsichern Gewässern furchtsam scheute und um jeden Preiß zu fliehen suchte. Aus diesem Grunde richtete man die Kanonen nicht zum Bogenschuß, in welchem Falle man das Verdeck oder die Segel sicher schon einigemale getroffen haben würde, sondern man feuerte die Kugeln nieder gerichtet ab, daß sie nur in der Nähe des Schiffes vorübersausten oder in die See versanken. Wie lange diese Täuschung und dieser Zustand währen konnte und ob der Engländer nach ermüdeter Geduld nicht bald sein Verfahren ändern würde — alles dieses lag außer dem Bereich menschlicher Berechnung.

Es war nun schon eine Stunde verflossen, seitdem die beiden Schiffe, gleich Wettrennern, in einer sich mehr und mehr nähernden Paralellinie dahinsegelten. Trotz der Ueberzahl an dienstfähiger Mannschaft hatte der Engländer noch keinen erheblichen Vortheil errungen und Kapitain Calas, dem dieses nicht entging, und der

bisher mit tiefster Seelenangst den Lauf seines Fahrzeugs beobachtet hatte, fing an freier zu athmen. Aber in diesem Augenblick änderte sich die Scene. Der Wind erhob sich und brauste mit stürmischer Gewalt über das Meer daher. Während man auf dem Kriegsschiff schnell die Segel einraffte, um seiner Macht keinen zu großen Spielraum zu lassen, konnte dieses auf der Santa Virgina nicht geschehen. Es war jetzt ein gefährlicher, fürchterlicher Augenblick. Das Fahrzeug ächzte, die Maste beugten sich, und drohten zu brechen. Das Tauwerk wurde auf das Fürchterlichste angespannt, die Segel blähten sich in der Windsbraut und mehrere der schwächeren zerplatzten mit einem Knall, der dem einer sich entladenden Kanone ähnlich war; krachend bog sich das ganze Schiffsgebäude und das aufkochende Seewasser überspülte die äußersten Spitzen der großen Raaen, als das Schiff fast gänzlich zur Seite geworfen wurde. Calas stand am Maste und hielt sich dort verzweiflungsvoll fest, während die fünf Bootsleute vergebliche Anstrengungen machten, die Segel einzuraffen — stumm sahen die verbrecherischen Genossen unzähliger Frevelthaten dem sie angähnenden Verderben in's hohle Auge. —

Das Schiff stürzte jetzt sich emporbäumend in die hohle See. Halb besinnungslos sprang Cabral zum Steuer und riß es allein mit übermenschlicher Anstrengung herum. Durch einen glücklichen Zufall faßte der

heulende Wind wieder in den nassen Segeln und trieb das Schiff den sich entgegenbäumenden Wogenberg hinan, obwohl der ganze Bau in seinen Grundfesten krachte und stöhnte, das Seewasser durch zahlreiche Lecke eindrang und den Raum zu füllen begann. Wenn dieses nicht geschehen wäre, so würde das Schiff zur Seite geworfen und verloren gewesen sein.

In diesem entsetzlichen Augenblick ertönte das Angstgeheul der erschreckten Negersclaven aus dem Raume. Die aufrührerischen Matrosen wähnten, das Schiff gehe unter und stürzten in wilder Verzweiflung auf das Verdeck. Der Anblick der wüthenden See und das gräßliche Geheul des Orkans, das Platzen der Segel und die vergebliche Anstrengung der mit Verachtung ihres Lebens arbeitenden Bootsleute, alles dieses sagte ihnen, daß allein von ihrer Thätigkeit die Erhaltung ihres Lebens abhinge. Sie stürzten, ohne den Befehl des Kapitains abzuwarten, der völlig theilnahmslos am Maste sich angeklammert hielt, hinauf und nach verzweiflungsvoller Anstrengung gelang es den vereinten Kräften der Seeleute, die Segel zu beseitigen und das Schiff zu retten.

Mit furchtbarer Schnelligkeit war dieses vom Orkan dahingejagt worden. Das Kriegsschiff lag weit gegen Westen in der schäumenden See und die Verfolgung war längst aufgegeben. Man hatte in diesem plötzlichen Aufruhr der Elemente genug mit der Erhal-

tung des Schiffes zu thun, und durfte an nichts Anderes denken.

Unter dem Geheul der Windsbraut, dem Brausen der empörten Gewässer und dem schrecklichen Rollen des Donners brach eine furchtbare Nacht an. Dichte Finsterniß bedeckte die See, momentan von fürchterlichen Blitzen, die sich über das Firmament dahinschlängelten, grell erleuchtet. Calas stand noch immer, einer Bildsäule ähnlicher, als einem lebenden Wesen, am Maste. Er sah mit irrem Blick hinein in dieses Toben der in den heftigsten Zwiespalt gerathenen Elemente. Er fühlte es nicht, daß ihn Wassermassen überspülten. Er hörte nicht das Geschrei der in Todesangst gerathenden Neger; er antwortete nicht auf die Fragen seiner Untergebenen; er sah theilnahmlos, gleichgültig und mit fürchterlicher, fast stumpfsinniger Ruhe hinein in diesen gräßlichen Kampf der Naturkräfte und in die hülflose Verwirrung, welche auf seinem Schiffe herrschte. Seine Stunde war gekommen, jene, vor der das verstockteste Herz erschrickt. Mit Hammerschlägen pochte das strafende Gewissen an sein Gedächtniß und aus der schreckenerfüllten Vergangenheit stiegen gräuliche Gestalten herauf vor sein geistiges Auge. Lange Reihen hingeopferter Menschen, wie Schatten aus dem Grabe umgaukelten sie ihn. Mit hohlen Blicken und gräßlich verzerrten Zügen, die weiten faltigen Gewänder schüttelnd, daß sie im Orkan dahinflatterten, die ausgedörrten Knochenarme drohend

gegen ihn erhoben, schienen sie vor ihm vorüber zu schweifen. Geisterähnliche Stimmen drangen aus dem Geheul der Windsbraut zu seinem Ohre. Das Klappern der Taue, das Pfeifen der Luft im Takelwerk, das Gebrüll der Schaumwogen, das Krachen und der Donnerlaut der Wandungen, an denen sich die Wellen brachen, — alles das bekam für den Wahnsinnigen eine Sprache, Verständniß und Bedeutung. Die grellen Donnerschläge des Himmels, die zackigen Blitze schienen ihm der Anfang des jüngsten Gerichts; in dem Gewaltton der zürnenden Elemente vernahm er die Stimmen der Schläfer, welche die Posaune aus dem Grabe rief und das dumpfe Geheul der Neger im Raume däuchte ihm das Gekreische der Verdammten, die in der Hölle den Lohn ihrer verbrecherischen Thaten empfingen. Seine Lippen murrten frevelhafte und abergläubische Formeln, während sein Arm bei jedem neuen Schlangenfeuer, welches das Firmament zerriß und durchzuckte und bei jedem Donnerschlag, der die Erdfesten zu zerspalten schien, wahnsinnig gegen den Himmel emporbrohte.

Die Matrosen standen an den Wandungen oder an den Masten. Man mußte sich an festen Gegenständen anklammern, um nur von den beständig über das Verdeck hereinstürzenden Wassermassen nicht weggespült oder erdrückt zu werden. Kein Licht brannte; nur die flammigen Blitze erhellten grauenvoll das Verdeck. Ca-

las stand noch immer auf dem Bug des Schiffes, sich fest an den Fock anklammernd. Mitten durch das Getöse drang das frevelhafte Hohngelächter, welches er ausstieß. Seine Sinne waren gänzlich zerrüttet; die Kraft seines belasteten Geistes war gebrochen und schnell durchlief sein Zustand die schrecklichen Grade des Stumpfsinns, des Wahnwitzes, bis zum Höhepunkte thierischer Raserei. »Blast, ihr Winde!« so schrie der Rasende, indem er die Wuth der Naturkräfte herausforderte; »raset, ihr Wellen!« »Glühender, feuriger flammt, ihr Blitze!« »Rolle du, gräßlicher Donner!« —

Entsetzen ergriff die Seeleute; sie entfernten sich aus seiner schauervollen Nähe und sahen mit bebendem Herzen nach dem frevelnden Verbrecher. Cabral und die Bootsleute, welche mit Anstrengung aller ihrer Kraft bisher am Steuer gearbeitet hatten, banden dieses fest und bemühten sich nun, dem Geistesabwesenden die schreckliche Lage, in welcher man sich befand, zu erklären. Aber sie durften es nicht wagen, ihm zu nahen. Er riß, als er den Steuermann erblickte, den Dolch aus dem Gürtel und Cabral fand gerade noch Zeit, zur Seite zu springen, sonst würde er gewiß von ihm getödtet worden sein.

Was war jetzt zu thun? der Raum des Schiffes füllte sich, wie man an den schwerfälligeren Bewegungen des Fahrzeugs wahrnehmen konnte, mit Seewasser, das durch einen bedeutenden Leck eindrang. Der Zimmer-

mann wurde hinabbeordert, um nachzusehen. Die Pumpen wurden bemannt und alle Anstalten getroffen, um das Schiff zu erleichtern. Aber derjenige, dem die Leitung gebührte, fehlte. Sein sonst so starker Geist ordnete die Thätigkeit der Mannschaft nicht mehr und alle Anstalten leisteten nicht den Nutzen, welchen sie gebracht haben würden, wenn der starke Wille eines Einzigen sie geleitet und beflügelt hätte.

Erst in diesem Augenblick dachte man an die gefangenen Seeleute im Raum. Der Ruf: »Rettet unsere Gefährten« rief Entsetzen und eine dumpfe fürchterliche Ahnung unter den Matrosen hervor. Cabral wurde gezwungen, hinabzugehen und das Gemach zu öffnen, in welchem sie bisher durch die Gewaltthat des Kapitains versperrt gehalten wurden. Aber — o Himmel! — als man in den Raum kamm, bemerkte man mit Entsetzen, daß die eingedrungene Fluth schon zu hoch gestiegen war, als daß es möglich gewesen wäre, sie zu retten. Die heftigen Bewegungen des Schiffes machten es überdieß unmöglich, zur Thüre ihres Kerkers zu gelangen, denn Fässer, Ballen, Taue und Holzwerk, ja selbst große Steine, welche den Ballast bildeten, wurden durch die Gewalt der bald nach Vorne, bald wieder nach hinten stürzenden Salzfluth hin- und hergespült. Nur durch die vereinte Anstrengung der an die Pumpen beorderten Seeleute und durch das plötzliche Aufhören des Sturmes gelang es, den Leck zu entdecken,

zu verstopfen und so den Raum nach und nach wasserfrei zu machen. Aber als man gegen Morgen das Behältniß öffnete, fand man die darin Eingeschlossenen todt und verstümmelt. Sie waren ertrunken und durch die fürchterlichen Bewegungen des Schiffes auf das gefährlichste an die Wandungen geschmettert, ganz zerschlagen und verunstaltet. Der Aufruhr erhob trotz der schrecklichen Gefahr, die man so eben kaum überstanden hatte, aufs Neue sein entsetzliches Haupt; man schleppte die Leichen auf das Verdeck und rief die Rache des Himmels über den herab, der mittelbar die Schuld an ihrem Tode trug. Calas sah mit Hohngelächter diesen furchtbaren Auftritt; er stieß die gräßlichsten Verwünschungen aus und rief mit wahnwitziger Verwegenheit die empörten Seeleute zum Zweikampfe. Ein lautes Rachegeschrei ertönte und es bedurfte keines Augenblickes mehr, um ihn zum Opfer der wüthenden Mannschaft zu machen. Aber die Vorsehung hatte es anders mit ihm beschlossen. Eine Kanonenkugel pfiff durch das Tauwerk und bald hernach drang der Donner des Geschützes heran. Das Kriegsschiff war der Santa Virgina wieder auf der Ferse und jetzt verdrängte diese Bemerkung für den Augenblick alle andere Gefühle.

Während des Sturmes war das Wachtschiff, besorgt für die eigene Rettung, zurückgeblieben. Sobald jedoch der Wind sich festgesetzt hatte, folgte das englische

Fahrzeug der mit dem Fittig des Orkans den Gewäs-
sern von St. Domingo zueilenden Santa Virgina. Diese
lag ohne Segel in der hohlen See. Man hatte die
Gefahr kaum überstanden, das Schiff vom Untergang
gerettet und den Raum wasserfrei gemacht, so war auch
schon der Engländer wieder in der Nähe. Da Calas
keine Anstalten zur Flucht traf, so gelang es dem Ka-
pitain des Kriegsschiffes bald, auf Kanonenschußweite
heran zu kommen. Die Geduld des Engländers war
aber jetzt ermüdet. Da auf alle Signale nicht geant-
wortet wurde, so beschloß er Gewalt anzuwenden. In
dem Moment, woselbst im fernen Osten der Tag an-
brach, sauste seine Kugel über die See nach dem ge-
heimnißvollen Fahrzeug und der Kampf begann.

Calas hörte den zischenden Laut der Kugel und sein
Zustand lief plötzlich von dem eines stillen Wahnsinns
in den der fürchterlichsten Raserei über. Alle Kraft
seiner Seele und der schauervollen Erinnerungen ver-
einigte sich noch einmal in dem wirren Gedanken an
Kampf und Schlacht. Er sprang nach dem Haupt-
verdeck und sein Commandoruf drang stark und mächtig
durch die Räume des Schiffes. Ein zweiter Gedanke
trieb ihn an, das Flaggenbehältniß zu öffnen. Er
kramte mit wahnsinniger Hast in den hier liegenden
Gegenständen und bald fand seine suchende Hand einen
staubbedeckten schwarzen Ball, den er schnell und ohne
daß es Jemand verhindern konnte, an der Flaggenleine

in die Höhe wirbeln ließ. Bald flatterte in der sich erhellenden Morgenluft eine dunkelfarbige Standarte, unheimlich und düster anzusehen — das fluchwürdige schwarze Zeichen der Seeräuber. Die Mannschaft war im Tauwerk beschäftigt, um alle Segel beizusetzen, welche das Schiff nur führen konnte. Sie bemerkte also nicht das irre Beginnen des Wahnwitzigen welches sie ohne Gnade dem Verderben preißgab, denn von diesem Augenblick an war es die schreckliche Pflicht des Engländers, wenn er der Santa Virgina nicht habhaft werden konnte, sie zu vernichten und mit Mann und Maus in den Grund zu bohren. Die Veränderungen auf seinem Schiffe zeigten, daß er seine Pflicht kannte und sie zu erfüllen entschlossen war. Schnell ließ er wenden und alle Segel beisetzen. Man hörte das Wirbeln der Trommeln, welche die Mannschaft des Kriegsschiffes zum Kampfe riefen und in wenigen Minuten rauschte die schlachtfertige Korvette gleich einem riesigen verfolgenden Dämon über die noch immer hohl gehende See daher.

Die ehrlichen Seeleute auf der Santa Virgina bemerkten zu spät, was geschehen war; aber die Gewalt der Umstände riß sie mit dahin. Ehe sie sich zu besinnen und einen Entschluß zu fassen vermochten, donnerten die schweren Kanonen der brittischen Korvette und ihre Kugeln brachten eine entsetzliche Verwirrung auf der Santa Virgina hervor. Die Holzsplitter spran-

gen umher, zerschossene Taue und Segel fielen herab und aus dem Raum erschallte ein langgedehntes klagendes Geheul, welches bewieß, daß auch dort die Kugeln ihre schreckliche Wirkung gethan hatten. Cabral und die Bootsleute sprangen an die Kanonen, und fast besinnungslos gehorchten auch die Matrosen dem lauten Ruf des Rasenden, der sie hohnlachend und jauchzend zum Abfeuern der Geschütze antrieb. Bald waren diese geladen und während die Corvette heranfuhr, um ihre zweite Lage abzufeuern, krachten auch die Kanonen der Santa Virgina, von Cabral und seinen Genossen gerichtet und abgefeuert. Der Fockmast der Korvette zitterte einen Augenblick und bog sich unmerklich zur Seite; kaum aber erhob sich der Wind mehr, so stürzte er mit allem Tau und Segelwerk in die See und das schöne englische Fahrzeug blieb bald mit gelähmter Schwimmkraft im Kielwasser des voraneilenden Negerschiffs. Nur mühsam wurde auf dem Kriegsschiff der zerschossene Mast beseitigt und das Schiff in Stand gesetzt, dem flüchtenden Fahrzeug zu folgen. Aber dieses segelte jetzt zu schnell und war bald aus dem Bereich der englischen Kanonen.

Kaum bemerkte dieses der wahnsinnige Kapitain, als er beizulegen befahl, um den abgebrochenen Kampf mit der Korvette wieder aufzunehmen. Cabral und die Bootsleute, welche nun einsahen, daß sie es mit einem Rasenden zu thun hatten, befolgten jedoch dieses

tolle Geheiß nicht, sondern setzten das Schiff in Stand, so schnell, als möglich die Küste von Domingo zu erreichen und hier auf spanischem Gebiet Rettung zu finden. In stillem Einverständniß gehorchten die Leute dem Steuermann, dessen Einsicht und Klugheit in der vergangenen Nacht so viel zur Erhaltung des Schiffes beigetragen hatte. Trotz dem Toben und dem verzweifelten Widerstand des Rasenden wurde die schwarze Flagge herabgenommen und bald wehte die portugiesische an ihrer Stelle. Durch die vereinte Anstrengung der Seeleute ward Calas ergriffen, entwaffnet und in die Kajüte gebracht. Diese wurde fest verschlossen und nun erst öffnete man das Behältniß der Neger, um nachzusehen, welche von den armen Sclaven der Hülfe bedurften. Mit Schaudern erkannte man die Zerstörung, welche die Schüsse hier angerichtet hatten. Man zog zehn Todte, eilf Schwerverwundete hervor, diejenigen nicht gerechnet, welche durch das entsetzliche Umherwerfen während des Orkans beschädigt oder gequetscht worden waren. Man ließ jetzt die armen Menschen auf das Deck, um den Raum von Blut reinigen und durchlüften zu können. Nur mühsam gelang es, die verstörten Neger zu beruhigen und durch den Hinblick auf die am Horizont sich schon deutlicher abzeichnenden blauen Berge zu überzeugen, daß jetzt bald alle Noth und Qual ein Ende haben würde. Während dieses geschah, ereignete sich unter Deck ein Vorfall, der plötzlich den Stand der

Sache änderte und den Augenblick schneller herbeiführte in welchem die Welt von einem Ungeheuer befreit werden sollte, das schon zu lange durch die gräßlichsten Unthaten den Zorn der Vorsehung herausgefordert hatte.

Bill, der von Cabral beauftragt worden war, den wahnwitzigen Kapitain zu beobachten, vernahm jetzt außer dem wilden Geheul, das der Rasende von Zeit zu Zeit ausstieß, ein Getöse, das fast wie das Zerbrechen eiserner Geräthschaften lautete. Man hatte zwar aus der Kajüte alle Waffen entfernt und alles beseitigt, wodurch der hier eingeschlossene Bösewicht sich oder andern hätte schaden können; aber es war doch dem Wahnsinnigen gelungen, ein eisernes Hebezeug zu entdecken, und er arbeitete jetzt mit aller Kraft, um die von der Kajüte in die Pulverkammer hinabführende Thüre zu erbrechen. Der Matrose öffnete leise die verschlossene Pforte und entdeckte die Gefahr, welche der Wahnsinnige dem Schiffe und allen, die es trug, zu bereiten sich bemühte. Schnell schloß er wieder ab und sprang mit lautem Hülfegeschrei auf das Verdeck, um Cabral diese fürchterliche Nachricht zu bringen. Sogleich rief dieser die Bootsleute und mehrere Matrosen zu Hülfe; man stürzte hinab und riß die Thüre auf. Es war gerade noch Zeit genug, um die Wuth des Rasenden von dem fürchterlichen Vorhaben abzulenken. Schon lag das Feuerzeug bereit; schon hatte er eine Bohle der Thüre zertrümmert und

es hätte nur noch einiger Schläge bedurft, so war es um alle auf dem Schiffe geschehen.

Cabral stürzte sich auf den Wahnsinnigen, der ihn mit thierischem Geheul empfing. Aber er war zu schwach, den wüthend auf ihn Eindringenden zu überwinden. Leblos sank er unter seinen Streichen zu Boden.

Calas sah die Kajüte offen und stürzte jetzt mit rasendem Geschrei hinaus unter die entsetzt vor ihm zurückweichenden Seeleute. Ein fürchterlicher unnatürlicher Kampf begann. Da man sich seiner nicht erwehren konnte — denn mit dem schweren Werkzeug bewaffnet schmetterte er Tod und Verderben rings um sich her — so blieb nichts übrig, als mit scharfer Waffe auf ihn einzudringen. Haß und Wuth trieben jetzt die Seeleute zum Aeußersten. Verwundet an mehreren Stellen mußte Calas zurückweichen. Er flüchtete auf das Deck und auch hieher verfolgt, zwang man ihn, sich bis an das äußerste Geländer zurückzuziehen. Hier — gerade über dem Steuerruder — widersetzte er sich noch mit rasender Heftigkeit. Man rief nach Schlingen, Tauen, um ihn damit zu Boden zu werfen, aber ehe es möglich war, sich seiner zu versichern, oder ihn zu ergreifen, riß ihn die Hitze der fürchterlichen Geisteskrankheit zu einer neuen Anwandlung von Tollheit hin. Das schwere Eisenstück nach seinen Verfolgern schleudernd, sprang er über das Geländer hinaus und glitt an einem Tau zum Steuer hinab in die Wellen. Hier sich fest an-

klammernd, drang sein heiseres Hohngelächter herauf auf das Deck. Einige der vor Entsetzen außer sich gerathenden Seeleute sprangen hin, um nach dem Entsetzlichen zu sehen. Er hing noch unten, noch drang sein schauerliches Gelächter herauf. Keiner konnte diesen schrecklichen Anblick aushalten. Man rief nach einem Boot; mehrere griffen an, um dasselbe über Bord zu lassen und den Rasenden zu retten. Allein ehe dieses möglich war, vernahm man einen grellen, fürchterlichen Schmerzruf. Man sprang hin, um zu sehen, welches neue Schreckniß sich ereignet hätte; aber man entdeckte nichts, als einen schwarzen dunkeln Gegenstand, der einige Fuß unter der Fläche der Wellen mit starkem Flossenschlag dahineilte und eine blutig rothe Spur zurückließ. Ein großer Hai, der unabläßige Begleiter des Schiffes, hatte den Wahnsinnigen ergriffen und in seinem gräßlichen Rachen hauchte Calas den letzten Seufzer seiner fluchbeschwerten Seele aus. . .

Neuntes Kapitel.

Sieh jetzt die Fahrt zu ihrem Ziel sich neigen:
Der Anker faßt und alle Stürme schweigen!

Unsere Leser werden den fürchterlichen Eindruck ermessen können, den dieses entsetzliche Ende des unmenschlichen Schiffsherren auf die Matrosen hervorbrachte. Lange standen die Seeleute stumm und ergriffen von Schauern auf dem Verdeck. Die Hand der Vorsehung hatte zwei blutbefleckte Bösewichter aus der Mitte der Lebenden herausgenommen. Gottes Hauch wehte sie an und sie standen jetzt vor ihrem Richter; Es war ein Gericht ergangen über sie, deren Ziel die strafende Gerechtigkeit des Herrn bis zu diesem Augenblick gesteckt hatte. Die Rache des Himmels hatte die Frevler ereilt und die Zeugen dieses schrecklichen Vorfalles standen entsetzt und gebeugt umher, erschüttert von dem Mahnen an eine Vergeltung, die da gewiß und unausbleiblich jedes Unrecht treffen wird. Die Bootsleute schleppten jetzt den Steuermann herauf. Man machte Versuche, ihn ins Leben zurückzufen; aber umsonst, denn der schwere Schlag seines Mörders hatte ihn auf der Stelle getödtet.

Was war aber jetzt zu thun? Wer sollte den Be-

fehl über das Schiff führen? Was wollte man mit den Negern beginnen, die theils mit wilder Befriedigung und Rachgierde zusahen; wie sich ihre Peiniger selbst zerfleischten und wie das schreckliche Schicksal sie erreichte; theils mit dumpfer Ahnung in den Schreckniſſen, durch welche die Opfer einer höheren Fügung gefallen waren, eine Strafe für die unmenschliche Behandlung erblickten, welche sie bis jetzt erduldet hatten?

Die Seeleute verständigten sich; die Neger wurden unter Deck gebracht und nachdem man das Schiff gereinigt und die Leichen versenkt hatte, hielt man eine allgemeine Berathung. Nach manchen stürmischen Auftritten, die der alte gegenseitige Haß und die langandauernde Zwietracht wieder hervorriefen, wurde ein Matrose, der bisher die Stelle des zweiten Steuermannes auf dem Schiffe versehen hatte, und durch untadelhafte Aufführung sowohl die Achtung der Bootsleute, als auch die Liebe aller Matrosen sich erworben hatte, zum Kapitain erhoben. Jetzt schwuren alle in seine Hand den Eid der Treue und versprachen, sich seinen Anordnungen unbedingt zu unterwerfen. Der neue Kapitain erschüttert von dem gräßlichen Ende seines Vorgängers, erklärte der Mannschaft sogleich seinen festen Entschluß, in den nächsten spanischen Hafen von St. Domingo einzulaufen, das Schiff hier den Behörden zu übergeben und vor diesen einen wahrheitsgetreuen Bericht aller der Vorfälle niederzulegen, welche sich seit der Abreise des

Fahrzeugs aus dem Hafen in Havannah bis zu den letzten Tagen ereignet hatten. Alle waren damit einverstanden und beschlossen, sich als ehrliche Seeleute dem Ausspruch ihres neuen Kapitains unbedingt zu unterwerfen; nur die vier Bootsleute hatten Gründe, diesem Entschluß nicht beizustimmen. Man ließ ihnen nun die Wahl, sich dem allgemeinen Willen zu unterwerfen, oder das Schiff zu verlassen. Sie wählten das Letztere und erhielten den Befehl, ihr Eigenthum zu packen und sich bereit zu halten, auf das erste Fahrzeug zu gehen, welches man zu Gesicht bekommen würde. Da man im Laufe des Tages der Küste von Domingo so nahe kam, daß bei der guten Witterung ein Boot es wagen durfte, nach dem Lande zu segeln, so erbaten sie sich die Jölle, um in derselben das Schiff zu verlassen. Man setzte diese in Stand, gab ihnen Waffen, Mundvorrath und Wasser mit und verstört bestiegen sie das kleine Fahrzeug, nachdem sie ihr Eigenthum an Bord desselben gebracht hatten. Bald waren sie hinter einer waldbedeckten Insel verschwunden. Man hat nie mehr etwas von ihnen gehört.

Das Schiff lief jetzt um die Südspitze der Insel St. Domingo. Ehe man jedoch den Hafen von Domingo zu erreichen vermochte, brach die Nacht an und das Schiff war genöthigt, hinter einem waldbedeckten Vorgebirge, dem es gegenüber lag, Anker zu werfen, damit es nicht vom Landwinde in die gefährlichen Klippen

der Gonavespitze getrieben würde. Der neue Kapitain ging jetzt erst in die bisher verschlossen gehaltene Kajüte und untersuchte im Beisein mehrerer verständiger Seeleute Calas Hinterlassenschaft. Man fand bald die Schlüssel zu den Schränken in einem verborgenen Fache der Wand. Als man einige derselben öffnete, entdeckte man bei verschiedenen Papieren und Schriften unverhältnißmäßig große Summen baaren Geldes, zu denen Calas unmöglich auf rechtlichem Wege gelangt sein konnte. Man öffnete mehrere der Pakete, welche verschiedene Schreibereien enthielten und entdeckte bald, daß die Gerüchte, welche Kapitain Calas großer Frevel verdächtigten, nur allzuwohl begründet waren. Sorgfältig wurde jetzt alles wieder verschlossen und Kapitain Lopez — dieses war der Name des neuen Befehlshabers — nahm die Schlüssel zu sich, um das Gemach dem Gerichte unversehrt übergeben zu können. Ohne unserer Erzählung vorgreifen zu wollen, bemerken wir hier, daß die Beamten alle baaren Summen, welche sich vorfanden, als geraubtes Eigenthum in Beschlag nahmen und daß mehrere derselben den rechtmäßigen Besitzern, welche noch ermittelt werden konnten, zurückgegeben wurden. Der bei weitem größere Theil blieb jedoch in Händen des Gerichts und wurde von dem Gouverneur der Insel eingezogen und für die Regierung in Besitz genommen. Das Schiff ward aber sammt den Negern den Matrosen nach geendigter Un-

terſuchung als freies Eigenthum übergeben und ihnen, da Spanien damals den Negerhandel noch nicht als unerlaubten Erwerb betrachtete und verboten hatte, überlaſſen, damit nach Gutdünken zu verfahren.

Wir kehren jetzt zurück, um den Faden unſerer Erzählung wieder aufzunehmen. Am nächſten Morgen wurden die Neger auf das Deck gebracht. Man behandelte ſie menſchlich und die armen Sclaven erhielten zum erſtenmale ein gutes und nahrhaftes Mittagseſſen. Ein zu Land geſchicktes Boot hatte friſches Waſſer gebracht und man überließ es ihnen, nach Gefallen zu trinken und ſich ganz in der Wonne zu berauſchen, welche ihnen dieſer lang entbehrte Genuß verſchaffen mußte. Nur ſolche, deren heftige oder bösartige Gemüthsart man kannte, blieben gefeſſelt; die übrigen wurden ihrer Ketten entledigt, nachdem man ihnen begreiflich gemacht hatte, daß ſie jetzt nichts mehr zu fürchten hätten. Jallos Entzücken iſt nicht zu beſchreiben. Lange und mit überſtrömendem Gefühl umarmte er ſeine Söhne. Die Matroſen, welche längſt die treue Liebe kannten, welche dieſe drei ſeltenen Menſchen ſo innig an einander feſſelte, beſchloſſen einmüthig, alles zu thun, was ſie vermochten, damit ſie wenigſtens einem guten Herrn verkauft und nicht von einander getrennt würden. Lopez, dem man dieſen Entſchluß mittheilte, verſprach, ernſtlich dafür zu ſorgen und über das Glück dieſer guten Menſchen zu wachen.

Gegen zehn Uhr ging das Schiff unter Segel und bakbordwärts fuhr man an den felsigen wilden Küsten von Domingo oder Hispaniola vorüber. Blaue steile Berge schienen aus dem Meere aufzusteigen, deren finstere Wälder lange, gewundene Ketten bildeten. Es sind das die Mornen, welche sich allmählig zum Meere senken. Zwischen den ausgestreckten Armen dieser Gebirge liegen die herrlichsten fruchtbarsten Thäler, tausend liebliche Gründe, tausend Pflanzungen von zahllosen Waldbächen umrauscht, mit Blüthen bedeckt, mit Zucker, Cacao und Kaffee, ein wunderbares Paradieß voll ewiger unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Hinter diesen Vorbergen und Thälern liegen andere Berge, andere blumenvolle Gründe, aber die Gebirge sind hoch, steil und ihre Felsenwände steigen jäher und zackiger auf. Es ist eine Schweizernatursceне, mitten in dem tropischen Meere, unter einer glühend heißen Sonne. Aber wo auf den helvetischen Alpen ewiger Schnee die Granitmassen bedeckt, da stehen hier tausendjährige Wälder. Ungeheuere Stämme ragen in das stille Mondlicht der Nacht und wiegen die stolzen Kronen voll seltsamer Blüthen, voll bunter unbekannter Geschöpfe, und unter ihnen regt sich und treibt die tropische Pflanzenwelt, undurchdringlich, wunderbar, üppig und riesengroß. Diese wilden Berge und fruchtbaren Thäler füllen die ganze Insel. Immer höher und unwirthlicher steigen sie im Innern empor, bis ihre letz-

ten äußersten Gipfel sich duftig und fein in den Wolken verlieren.

Die Neger starrten ein Land an, so verschieden von den Grundzügen, welche die Gegenden von Afrika im Allgemeinen bezeichnen, welches zu ihrem neuen Vaterlande bestimmt war. Eine dumpfe Angst lag auf ihrer Seele. Die Frage: welches Schicksal sie hier wohl erwarten dürfte? — konnte man sehr deutlich auf dem schwarzen Antlitz jedes nicht ganz stumpfsinnigen Sclaven lesen. Der Geist des Friedens, welcher seit Kurzem durch die blutbefleckte Räume des Schiffes wehte, vermochte diese düstere Stimmung nicht zu unterdrücken. Es war jedem, als wie nach einem großen, schrecklichen Unglück, dem er zwar glücklich entgangen war, dessen Eindruck aber noch Mark und Gebein erschütterte und das noch drohend in unheilweissagender Nähe am Horizonte schwebte. Und kann man das den Unglücklichen verdenken? Mehrere hunderte an der Zahl wurden sie seit so langer Zeit und unter einem so heißen Himmelsstrich täglich gezwungen in den niedrigen, zu ihrem Aufenthalt bestimmten Raum hinabzusteigen. Dieser gestankvolle Abgrund hat kaum die Höhe, daß ein erwachsener Mensch darin aufrecht zu stehen vermag. Jammernde, kranke, in Ketten geschmiedete Menschen preßten und verwundeten sich hier bei jeder Bewegung in der düstern Höhle und die durch die Enge des Raums mephitisch gewordene Atmosphäre machte das Athmen selbst zur

Qual. Dabei ist die Menschenmasse hier so dicht eingeschichtet, daß auf jeden nur ein Raum von 6 Fuß Länge und 1 Fuß 4 Zoll Breite kommt, wobei aber die Sache so eingerichtet wird, daß immer die Hälfte sitzen muß, während die andere Hälfte sich auf dem Bretterboden ausstrecken darf, um zu schlafen. Eine solche Eingeschränktheit ist sicher furchtbar; die Luft muß höchst verderblich werden und dieser Umstand verbunden mit der durch die unmenschlichsten Mißhandlungen entstehenden Verzweiflung, muß die Sterblichkeit unter den Negern auf einen furchtbaren Grad treiben. Daher kam es denn, daß die Santa Virgina während ihrer Reise nach Westindien den dritten Theil ihrer Sclaven verloren hatte und daß es einer noch kürzeren Zeit bedurft hätte, um die übrigen, welche gänzlich ermattet und erschöpft, sprechende Bilder des bittersten Leidens darstellten, völlig dahinzuraffen.

Der Nabob von Calkutta, Serajal Dowla, ließ 146 Engländer, welche während des ostindischen Kriegs als Gefangene in seine Hände gefallen waren, in das enge Gefängniß von Calkutta, die schwarze Höhle genannt, einsperren. Binnen 24 Stunden waren 123 Personen durch die Hitze und durch die schlechte Luft, welche das Einpfrängen so vieler Menschen in einen so kleinen Raum erzeugte, umgekommen. Wie schrecklich muß nun die Lage der Neger sein, wenn sie während eines Sturmes in ihrem engen Behältniß blei-

den müssen, in dem aber keine Oeffnung ist, um frische Luft einzulassen, sondern wo jede auf das Sorgfältigste verschlossen werden muß, damit die Fluthen der See, welche das Verdeck jeden Augenblick überströmen, das Innere des Schiffes nicht zu füllen vermögen! Jene Todeshöhle in Calkutta hatte immer noch 2, wenn gleich nur kleine Oeffnungen und der Aufenthalt der Gefangenen währte nur 24 Stunden! Die Hitze im Negerraum wird aber so groß, daß die Aufseher, völlig nackt ausgezogen, es dennoch nur einige Minuten aushalten können. Es reißen denn auch bei der tiefsten Schwermuth über ihr trauriges Schicksal, Krankheiten aller Art, besonders Ruhr, Scharbock, Gallenfieber, Wahnsinn unter den Unglücklichen ein. Der Boden ist aufs eckelhafteste mit dem, den Kranken abgegangenen Blut und Schleim bedeckt, gleich einem Schlachthause; die Sterblichkeit geht rasch, schrecklich vor sich. Männer, die des Abends gesund in das untere Verdeck hinabsteigen, zieht man am Morgen darauf als Leichen hervor und selbst der Aufseher büßt beinahe sein Leben ein.

Ehe wir in unserer Erzählung weiter fortfahren, geben wir unsern lieben Lesern eine kurz gefaßte Beschreibung der Insel St. Domingo, von den Ureinwohnern der Antillen Haiti genannt. Columbus entdeckte sie 1593 und nannte sie Espannola (Kleinspanien) woraus später der Name Hispaniola geworden ist. Die große Insel ist 300 (engl.) Meilen lang, 140 breit

und bildet fast ein Parallellogramm, welches nur gegen Westen einen mehrere Meilen langen und schmalen Ausläufer hat, der wie ein Stiel aus dem Ganzen hervorsteht. Die Gebirge von St. Domingo waren den Ureinwohnern bekannter, als den Europäern, welche sie aus ihrem Besitz vertrieben haben. Sie sollen reiche Goldminen enthalten und man will noch unter spanischer Herrschaft jährlich für eine Million Gulden Ausbeute gewonnen haben. Jetzt kennt man die Gruben nicht mehr; sie sind entweder eingegangen, oder aus Mangel an Ergiebigkeit verschüttet worden.

Kühn gethürmte Felsenmassen mit unersteiglichen Bergwänden und Vorgebirgen, die sich weit in das Meer hinausdehnen, zeichnen an vielen Stellen die spanische Küste aus; an andern ist sie unaussprechlich schön und entzückt das Auge mit Hügeln, Thälern, Wäldern und Flüssen, die auf das Lieblichste mit einander abwechseln. Das im Allgemeinen üppige Ansehen des Landes findet fast durchgängig statt; nur die Nordküste ist öder, ohne jedoch deshalb Spuren der Unfruchtbarkeit zu verrathen. Am Abhang der Gebirge findet man die reichsten Wälder mit dem herrlichsten Grün, und mit der Fruchtbarkeit des bebauten Landes, es sei, in welcher Gegend es wolle, ist nichts zu vergleichen. In den Lanuos, einer unermeßlichen Ebene, die sich längs des südöstlichen Theiles der Insel hinzieht, gedeihen alle tropische Produkte und da sie von vielen

Flüssen durchströmt wird, so kann sie reichlich bewässert werden. An der Nordküste, woselbst Columbus zuerst an dieser Insel landete, ist ebenfalls ein großer Strich Landes, der, ob er gleich ungeheueren Heerden wilden Viehes zum Aufenthalte dient, doch seine Fruchtbarkeit dadurch bewieß, daß er nicht nur die Fortdauer dieses Handelsartikels hinlänglich sicherte, sondern auch verschiedenen Meierhöfen, die sich ausschließend mit den Grasungen beschäftigen und im Norden der Demarkationslinie liegen, ihr Entstehen gab.

Die Produkte der Insel bestehen in Zucker, Ingwer, Kakao, Taback, Baumwolle, Indigo, Mais, Kassawewurzeln. Was von diesen entbehrt werden kann, dann eine Masse von Färbeholz, kommt in den Handel. Die Häute des halb wilden Rindviehes und das eingepöckelte Fleisch werden nach den zunächst liegenden Häfen ausgeführt und dort verkauft.

Die Volkszahl wurde auf 600,000 Menschen berechnet. Mehr als drei Viertheile davon waren Sclaven und das letzte Viertel spaltete sich noch in 2 Klassen freier Menschen, nämlich in die Kreolen d. i. die weiße eingeborne Bevölkerung und in die Mulatten oder freien Farbigen. Der kleinere dieser beiden Theile, die Europäer oder Abkömmlinge derselben, übte über alle andere Klassen der Bevölkerung einen sehr harten und tyrannischen Druck aus.

Der wichtigste Ort auf der Insel war ehedem Cap

Français. Es mochte mit Einschluß der Sclaven eine Bevölkerung von 20,000 Menschen haben.

Im spanischen Antheil liegt die Stadt St. Domingo. Der große Columbus ist ihr Erbauer und gab ihr den Namen zu Ehren seines Vaters. Sie ist auf der Südküste der Insel amphitheatralisch am Hafen, den der Fluß Ozama bildet, und der von beiden Seiten durch Felsengründe geschützt wird, gelegen. Neben ihr hin dehnt sich die fruchtbare und herrliche Ebene aus, die fast 90 Meilen lang und 30 Meilen breit ist und vorzugsweise die Lannos genannt wird. Die Stadt liegt sehr malerisch auf einem Theil dieser Felsbank erhoben, auf welchem ewig grüne Lianen tapetenförmig herabhängen. Am anderen Ufer des Flusses, gerade der Stadt gegenüber, dehnt sich ein weites Thal aus, beschattet von hohen Palmen und reichem Pisangwuchs.

Diese treffliche Lage wählte Columbus selbst und sie macht seinem Genie Ehre. Denn bei dem sichern Hafen und dem schönen Flusse genießt sie durch ihre Erhabenheit stets der kühlenden Winde. Dabei sind die Umgebungen der Stadt von höchster Fruchtbarkeit. Reiche Waiden nähren das trefflichste Hornvieh und der Mahagonibaum, der Cacao, die schönsten Palmen, die Orangen und Caffebäume bilden große Waldungen.*)

*) Zimmermann, die Erde und ihre Bewohner, Band II. Seite 24—25.

In diesen von der Natur so prächtig ausgestatteten und so wohl gesicherten Hafen lief jetzt das Schiff Santa Virgina ein. Sobald man die üblichen Begrüßungen den Forts und dem Wachtschiff dargebracht hatte, forderte man durch Aufziehen einer Flagge die Sanitäts- und Polizeibehörde. Beide erschienen nach kurzer Frist und auf den Bericht des neuen Kapitains wurde dem Schiff sogleich der Befehl ertheilt, unter den Kanonen der Batterie vor Anker zu gehen und diesen Platz nicht ohne Erlaubniß der Hafenkommandantschaft zu verlassen. Die Kajüte des Kapitains Calas, so wie überhaupt sämmtliche Effekten der Seeleute wurden unter Siegel gelegt, den Matrosen vor der Hand verboten, das Schiff zu verlassen. Sämmtliche Neger wurden an das Land gebracht und ihnen hier ein Haus, das zu diesem Zwecke eingerichtet war, zum Aufenthalte angewiesen. Die Kranken brachte man in das Hospital »zum guten Jesus« genannt. Eine Abtheilung der Seeleute von der Santa Virgina ward ihnen zur Bewachung beigegeben, außerdem jedoch ein Posten spanischer Infanterie zur Aufsicht vor das Haus gestellt und das Schiff bis zu Ausgang der Sache mit Marinesoldaten unter dem Befehl eines Lieutenants zur See besetzt.

So durfte sich also jetzt die Mannschaft auf der Santa Virgina weder aus dem Schiff entfernen, noch auch jene, welche sich am Lande bei den Sclaven be-

fanden, das ihnen angewiesene Haus verlassen. Doch wurden die Leute mit guter Kost versehen, und dieses hatte besonders bei den Negern den günstigen Erfolg, daß sie überraschend schnell zur vorigen Gesundheit kamen.

Die Untersuchung begann am nächsten Tage auf dem Schiffe selbst. Bei der Durchsuchung der Kajüte entdeckte man unglaublich große Summen baaren Geldes und äußerst werthvolle Geschmeide und Edelsteine. Es stellte sich bald heraus, daß Calas früher Seeräuberei getrieben und daß eine Menge Schiffe aller Nationen durch ihn in Schaden gekommen waren. Wie weit er es dabei getrieben, oder bis zu welchem Grade von Verruchtheit er herabgesunken war, ist daraus abzunehmen, daß man von verschiedenen Fahrzeugen, welche in seine Gewalt gerathen waren, nie wieder etwas gehört hat; daß dieselben also ohne Zweifel, nachdem er sich aller werthvollen Gegenstände versichert hatte, von ihm versenkt und durch seine teuflische Grausamkeit mit Mann und Maus zu Grund gegangen waren. Es traf daher den neuen Kapitain Lopez und alle Matrosen ein scharfer Tadel, daß sie die Bootsleute hatten entwischen lassen und man sendete sogleich ein kleines, schnellsegelndes Fahrzeug nach der Gegend von Haiti ab, woselbst sie ans Land gegangen waren. Später erfuhr man jedoch, daß sie noch an demselben Tage ein Küstenfahrzeug gekauft hatten und unter Se-

gel gegangen waren. Man hat nie wieder etwas von ihnen gehört und es ist daher zu vermuthen, daß sie mit nicht unbedeutenden Summen baaren Geldes versehen, in irgend einem Schlupfwinkel von Südamerika, wohin der Arm der Obrigkeit nicht reichte, sich verborgen und so durch den Unbedachtsam ihrer ihnen feindlich gegenüberstehenden Schiffsgenossen der Gerechtigkeit entgangen waren.

Binnen drei Tagen war die Untersuchung beendigt, der Arrest der Seeleute ward für aufgehoben erklärt und das Schiff sammt dem Rüstzeug und sämmtlichen Sclaven wurde ihnen zum Eigenthum übergeben. Die Matrosen erboten sich, ihrem Kapitain das Fahrzeug käuflich gegen ein Billiges zu überlassen. Lopez fand bald Freunde, durch deren Unterstützung er im Stande war, seiner Mannschaft den sie treffenden Antheil auszubezahlen.

Der Anführer der Neger wurde von einem Amerikaner aus einem der südlichen Staaten der Union erkauft. Harte Behandlung und seine trotzige Sinnesart brachten ihn zur Verzweiflung und zum Aufruhr. Er verlor dabei sein Leben.

Bill verdingte sich auf einem englischen Kriegsschiff, welches gerade damals im Hafen von St. Domingo ankerte. Er pries sich glücklich, wieder unter der Flagge seiner Nation fahren zu können und nachdem er sich die nöthigen Kenntnisse erworben hatte, wurde ihm eine angemessene Beförderung zuerkannt.

Die übrigen Seeleute von der Santa Virgina zerstreuten sich, da Lopez keine Lust bezeigte, sie in seinem Dienste zu behalten, nachdem sie nach der Weise der Matrosen die großen Summen, in deren Besitz sie gekommen waren, auf die thörichteste Weise verschleudert hatten.

Ehe wir unsere Erzählung völlig schließen, haben wir unsern lieben Lesern noch das wichtigste über den Sclavenhandel selbst, über das Schicksal Jallos und seiner Kinder und über den Herrn, welcher sie als sein Eigenthum erstand, zu berichten.

Antonio Gonzales brachte im Jahre 1442 die ersten Neger nach Lissabon und ihr Anblick, die Farbe ihrer Haut, das muskulöse kraftvolle Wesen ihrer Figur erregte Staunen und Bewunderung. Man hatte sie, nebst Elfenbein, Goldstaub und andern kostbaren Handelsgegenständen an der Mündung des Rio del Oro, (Goldflusses) an Bord genommen, dessen Ausfluß ins atlantische Weltmeer fast genau unter dem Wendekreise gelegen ist. Das aus dieser Gegend geholte Gold gab den Ursprung zu den englischen Guineen, einer Goldmünze im Werthe von 11 fl. oder etwa 6 Thr. Die Neger dagegen brachten die Lust zu einem Handel auf, den man allgemein den Guineahandel nannte und dieses ist der Sclavenhandel.

Als nämlich 30 Jahre später Colon die neue Welt entdeckte und als bald darauf die Nachfolger des eben

so großen, als auch unglücklichen Mannes, nach dem wahnsinnigsten Vertilgen der Ureinwohner von Amerika, den hohen Werth der Neger für den Anbau westindischer Produkte fühlten, da hub dieser entsetzliche Handel mit unsern schwarzen Brüdern im Großen an und erhielt eine systematische Form.

Spanien, welches seinen Negerhandel an die Genueser verpachte, trieb ihn mit Portugal bis zur Mitte des 16ten Jahrhunderts fast ausschließlich; damals lieferte nur allein Angola jährlich 28000 Neger für Brasilien.

Bald darauf nahmen auch die Engländer, Franzosen und Holländer an diesem Handel bedeutenden Antheil, denen dann die Schweden, Dänen, ja sogar die Brandenburger folgten. Der große Churfürst Friedrich Wilhelm errichtete nämlich 1681 eine afrikanische Compagnie, wie auch ein Fort auf dem Vorgebirge Cabo de tres puntas (der drei Spitzen;) allein bald hernach ist diese Besitzung wieder an die Holländer verkauft und der Name der Deutschen ist nicht durch den Negerhandel gebrandmarkt worden.

Gegen das Ende des vorigen (achtzehnten) Jahrhunderts ward England unstreitig der wichtigste Theilnehmer am Negerhandel. Denn wenn gleich Frankreich kurz vor der Revolution 507000 Negersclaven auf seinen sämmtlichen amerikanischen Besitzungen hegte und England nach darüber vorgelegten Listen nur 461000

so führte dagegen England selbst den Franzosen und den Spaniern welche gleichfalls auf 400000 Neger in ihren Besitzungen ernähren, eine große Anzahl derselben aus Afrika zu. Es waren daher in keinem Seestaate so viel Schiffe, so viele Matrosen und so viele Handelsleute und Spekulanten mit dem Negerhandel beschäftigt, als in England. Jährlich erforderte der englische Sclavenhandel mehrere hundert Schiffe. Für die ältesten Negerhändler, die Portugiesen, rechnet man 350000 Neger in ihren westlichen Besitzungen.

Holland, welches sehr beträchtliche und größtentheils sehr alte Besitzungen an den Küsten von Afrika besitzt, hat in seinen amerikanischen Besitzungen 124 bis 125000 Neger. Dänemark etwa 3200 und Schweden nur ein paar Hundert.

Dagegen fanden sich nach einer Zählung von 1791 in allen Freistaaten von Nordamerika 698,725 Negersclaven, wovon freilich bei weitem der größte Theil 632000 den südlichen Staaten zufällt.

So finden wir also blos in der westlichen Halbkugel eine Masse von mehr als dritthalb Millionen Negern. Ungeachtet nun diese unglücklichen Menschen in ein Land geführt wurden, dessen Klima von dem ihres Vaterlandes nicht sehr verschieden ist, so übertrifft dennoch ihre Sterblichkeit die der Europäer bei weitem. Ja, statt daß das Menschengeschlecht sich an allen Orten im Ganzen jährlich vermehrt, nehmen die Neger im

Ganzen um mehr als fünf Prozent ab. Dieß beweist unstreitig der jährlich öffentlich eingeführte Nachschuß von 100000 Negern für die westindischen Colonieen, da der Schleichhandel sicher noch mehr als 20000 Sclaven beträgt. Wenn nun auch zugegeben würde, daß mehrere Tausend der eingeführten Neger zum Erweitern der Plantagen oder zum Errichten neuer verwendet werden, so ist dennoch der jährliche Verlust vom Hundert zu fünf Menschen nicht zu hoch gerechnet, denn nach den gültigsten Zeugnissen verlieren mehrere Pflanzer sogar ein Zehntel ihrer Neger.

Woher sich dieses erklären läßt, und was für einen erstaunlichen Verlust Afrika an Menschen leidet, dieses lehrt uns schon die vorangegangene Erwähnung und dann ein Blick auf die Behandlung der Neger auf der Plantage. Wir werden in einem der nächsten Hefte unserer Jugendbibliothek unsern lieben Lesern nicht nur Gelegenheit geben, sich von dem Schicksal der Neger in Westindien zu überzeugen, sondern sie werden zugleich auch sehen, wie die Schwarzen sich für die Grausamkeit ihrer unmenschlichen Herren freilich auch unmenschlich genug gerächt haben. Wir haben jetzt nur noch zu berichten, wer den ersten Impuls zur Befreiung der Neger aus den Ketten der Sclaverei gab.

Herr Granville Sharp, ein Mann von den edelsten und wärmsten Gefühlen für die Rechte der Menschheit, hatte sich eines unglücklichen kranken Ne-

gerknaben, Sommerset genannt, in London angenommen, ließ ihn kuriren und pflegen, als plötzlich ein Kapitain eines Sclavenschiffes sich desselben bemächtigte, er sei vormals sein Sclave gewesen. Hierüber erwachte in dem Wohlthäter des Negers das Gefühl des Mitleids so lebhaft, daß der edle Mann nur allein, um den unglücklichen Menschen zu retten, sich des mühsamen Studiums der englischen Rechte unterzog, die Freiheit des Negers öffentlich vertheidigte, und sie zuletzt gegen angesehene Rechtslehrer als einen Lohn seines Edelmuths und seiner Ausdauer, siegreich davon trug.

Dieser Sieg ward noch herrlicher gekrönt. Der Gerichtshof der königlichen Bank erklärte gleich nach dem von Granville Sharp gewonnenen Prozeß (1771) »daß jede Person, so wie sie in Großbrittanien ans Land tritt, frei ist, wie alle übrige englische Bürger.«

Dieß war der erste Impuls, wodurch nun das erhabene Unternehmen Englands, den Sclavenhandel zu stürzen, Leben und Thätigkeit erhielt. Hunderte von Negern bettelten nach der Beendigung des amerikanischen Kriegs abgedankt und brodlos auf allen Gassen von London. Granville Sharp hatte seit seinem ersten Schritte zu Gunsten der Neger auf diese Unglücklichen sein besonders Augenmerk gerichtet. Im Einverständniß mit den menschenfreundlichen Quäckern, welche an der Freilassung der Neger arbeiteten und unterstützt von

Männern, wie Wilberforce, Thornton, Clarkson, Young Middleton, u. a. errichtete er einen Clubb zum Zweck der Befreiung der Neger. Es wurden eigene Untersuchungsreisen nach Afrika veranstaltet und durch Unterzeichnung die Errichtung eines Asyls (Freistätte) für darbende Neger in Afrika zu Stande gebracht.

Zwischen den großen Strömen, dem Sherbro und der Sierra Leona, liegt das höchste Land auf der ganzen Strecke vom grünen Vorgebirge bis zu dem eigentlichen Guinea. Mehrere kleine Gewässer ergießen sich in Cascaden von seinen Anhöhen herab und diese bedeckt ein ewiges Grün. Der große Strom, welcher an der Mündung zwei Seemeilen breit ist, bietet zu jeder Jahreszeit den Schiffen sichere Ankerplätze dar. Die Fülle sowohl des Pflanzen- als auch des Thierreichs ist unerschöpflich. Sogar die Gewürze Ostindiens will man hier gefunden haben. Dabei gedeihet alles Hausvieh. Die tiefer liegenden Waldungen bergen Heerden vielartiger Gazellen und Affen, unter welchen besonders der große Mandrill und der dem Menschen so nahe tretende Drang Outang bemerkt zu werden verdienen.

Die Wälder enthalten die schönsten Früchte, Färbe- und Tischlerhölzer; dieser gesunde und fruchtbare Himmelsstrich erzeugt die vielfachsten Getreide- Pfeffer- und Gewürzarten. Das Zuckerrohr, der Indigo, der Baum des arabischen Gummi und des Copalgummi finden sich hier. Mehr als eine Art Baumwolle, worunter die

seidenartige und die röthliche merkwürdig sind, gedeihen in Vollkommenheit, und mehrere der nützlichsten europäischen Gewächse kommen hier trefflich fort. Das Meer hat einen Ueberfluß an den schmackhaftesten Austern, Krebsen und Fischen und auch von See und Landschildkröten findet man hier verschiedene eßbare Arten.

Diesen von der Natur so herrlich ausgestatteten Fleck der Erde hat die Compagnie zur Freistatt der Neger erwählt. Trotz der niedrigsten Schicksale erhielt sie sich, und obgleich im dritten Jahre der französischen Republik (1792) ein französisches Geschwader die Freistatt der armen Neger zerstörte, so lebte diese in der neuesten Zeit wieder auf und besteht jetzt trotz aller Angriffe und Gefahren.

Zu dieser wohlthätigen Anstalt kam aber neuerdings noch der wirksamere Beschluß der Parlamente, die Aufhebung und das Verbot des Negerhandels betreffend. Die englischen Schiffe durchsuchen alle Fahrzeuge und der Negerhandel wird mit denselben Strafen bedroht und geahndet, wie die Seeräuberei. Durch solche strenge Mittel wird er nicht nur mit der Zeit ganz aufhören, sondern zugleich auch die die Menschheit entehrende Sclaverei unserer schwarzen afrikanischen Brüder.

Zum Schlusse berichten wir noch, daß Kapitain Lopez zu Domingo die Neger, welche auf der Santa

Virgina herüber nach Hayti geführt worden waren, verkaufte. Dieses geschah ganz nach dem Gebrauch, der bei diesem entehrenden Handel eingeführt war. Man suchte unter den Negern die ältesten, gebrechlichsten und ungesundesten heraus. Diese wurden zuerst dem Verkaufe ausgesetzt und zwar auf folgende Weise. Man machte die Anzahl der Neger bekannt, fügte bei, daß sich unter denselben einige alte und schadhafte Leute befänden und bestimmten im Allgemeinen für die Person eines Einzelnen die Summe von 150 Dollars. Die Käufer handelten davon ab, soviel sie konnten und als endlich die Seeleute mit ihnen einig geworden waren, wurde der Saal geöffnet und nun stürzten die Käufer hinein, auf Geradewohl denjenigen ergreifend, der ihnen zunächst stand, oder den sie erreichen konnten. Auf diese Weise wurde der Kauf zu einem Glücksspiel gemacht, und Mancher erhielt einen gesunden Sclaven, der wohl das Dreifache der Kaufssumme werth war, während andere eben so sehr dadurch in Nachtheil kamen.

Erst nachher kamen die ausgesuchten Neger an die Reihe und diese wurden meist zu äußerst hohen Preisen versteigert. Jallo und seine beiden Söhne kamen durch Vermittlung des Lopez an einen Pflanzer, von dem der Ruf sagte, daß er seine Sclaven menschlich behandle. Dort lebten sie vereinigt und so glücklich, als es in ihrer traurigen Lage nur immerhin möglich war. Endlich brach auch im spanischen Gebiet der Krieg und der Auf-

stand der Neger aus. Jallo nahm keinen Antheil an den Mordscenen, sondern zog sich mit seinen Kindern in das tiefste Innere des Gebirges zurück.

Wenn man hinter St. Raphael den hohen wilden Bergkämmen naht, kommt ein in mannigfachen Cascaden über den Felsengrund rauschender Fluß dem Wanderer entgegen. Hoch oben liegen die Quellen desselben, des Gumayuco, des großen Nebenflusses des Artibonite. Hier gibt es manche versteckte Thäler, die, wie die Eingebornen behaupten, noch keines Menschen Fuß betreten hat und schwer mag es selbst dem kundigsten Mann werden, in diesem unabsehbaren Labyrinth von Schluchten und Felsen, von undurchdringlichen Wäldern, von natürlichen Thoren und Höhlen, die oft mit geheimnißvollen Ausgängen in kleine, rings von platten Wänden umschlossene Gründe leiten, ein sicherer Führer zu sein. Unzählige Bäche stürzen von hier hinab in die Ebene. Oede Wildheit neben dem zauberhaftesten Leben der Pflanzenwelt ist der große Charakter dieser Berge. Den Urwald hat keine Art berührt; seine hohen Dome von Mahagonistämmen, Acajou- und Eichenholz, Tulpen- und Bohnenbäumen, leben Jahrhunderte und verwittern als unermeßliche Trümmer von Riesenleibern, die Erstaunen und Ehrfurcht erregen. Der einsame Mensch wandelt beklommen unter den glatten Säulen eines Zauberpalastes, der hundert Fuß über ihm ein undurchdringliches Dach bildet. Kein

Sonnenstrahl berührt den Boden; röthlich und trocken stäubt er empor; keinen Halm ernährt er, keinem Thiere verleiht er Wohnung. Spinnen nur von ungeheuerer Größe, schwarz und stachelvoll, richten die glänzenden Linsenaugen auf ihn; der räuberische Tausendfuß lauert unter dem abgefallenen Geblätter auf die rothen Ameisen, welche aus ihren Baumhöhlen auf und abklimmen und ihre Wanderzüge unermüdlich verfolgen. Es ist wunderbar still und todt in diesem gewaltigen Reiche. Nur zuweilen schreit ein Vogel, den man nicht sehen kann; ein morscher Ast löst sich los, stürzt krachend nieder und die Echo donnern seinem Falle nach; oder ein kalter Windstoß fährt durch die hohen Kronen. Dann zittert und seufzt der Wald in wunderbaren Klagetönen und erschreckt flieht der Jäger vor dem nahenden Tornado. Plötzlich öffnet sich der Wald und der Blick des Wanderers schweift nun von einer steilen Wand über ein unermeßliches Panorama. Das Gebirge liegt aufgerollt vor ihm; er kann die kleinen Flüsse verfolgen, er sieht in tausend Thäler hinab, die in Sonne und blauer Gebirgsluft getränkt, vor ihm liegen. Die Palmen in ihren verschiedenen Formen, die hohen Rohrwälder, die zahllosen, wunderbaren Gewächse, die Meere von Blüthen, Blumen und duftenden Pflanzen, welche in überschwänglicher Farbenpracht glänzen, entzücken sein Auge. Aber auch die Thierwelt umgibt ihn, die so mannigfaltig ist, so lästig und so gefährlich. Die

bunten Schlangen, die schreienden Vögelarten in Gold und Grün und Purpur. Die Wolken von Musquitos, von winzigen Geschöpfen, die das Auge kaum erblickt, und deren unerträgliches Stechen und Brennen ihn zur Verzweiflung und zur Flucht bringt.

Mitten in diesen wilden Bergen, hoch oben, wo nur die klaren Quellen aus den schwarzen kalten Felsen rinnen, liegt ein verborgenes einsames und stilles Thal, das sich sehr tief und steil in die Berge einsenkt. Nur ein Fußpfad, gefährlich über einen jähen Gebirgsgrat hinlaufend, führt in dasselbe. Von allen Seiten ist es durch jähe fürchterliche Felsenwände verschlossen. Die milde Sonne scheint mit warmem Blick in ein verlornes Paradies, denn dieses ist wirklich hier vor dem Auge des erstaunten Menschen ausgebreitet. Die Anhöhen sind mit Waldungen bedeckt, der Grund des Thals aber ist ein sehr fruchtbarer Boden, der alles hervorbringt, was zu den Bedürfnissen des Menschen gehört. Die hohe Lage mildert die Hitze und dennoch gedeihen hier zur Vollkommenheit alle Gewächse der heißen Zone. Baumwolle, Pataten, Kartoffeln, Mais, ein wenig Zuckerrohr und Piment, dann die nährende Palme die süße Ananas und andere köstliche Früchte kommen fast ohne Pflege fort. Die Quellen rinnen durch die kleine blühende Flur, bis sie in einer dunkeln Höhle sich zusammen verlieren und vielleicht viele tausend Fuß unterhalb dieser fernen Höhe abermals aus dem Felsen wieder her-

vorbrechen. Mitten in diesem fruchtbaren und gesegneten Winkel der Erde stehen vier Hütten, von Jallo, seinen Kindern und wenigen Negern bewohnt, die hier abgeschieden von den übrigen Bewohnern der Erde in Ruhe und Einfalt ein verborgenes und glückliches Dasein genießen. Alle Stürme und blutigen Umwälzungen, welche das unglückliche Hayti seit fünf Dezenien zerfleischen, gingen an dieser Höhe spurlos vorüber und die wenigen Bewohner sind klug genug gewesen, an nichts Theil zu nehmen, was ihnen schaden, oder das stille friedliche Glück ihrer Heimath zerstören könnte. Die Ruhe scheint hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben und der Segen eines höheren Wesens liegt mit wohlthätiger Gnade auf diesem stillen Gefilde. Hierher flüchteten aus der blutigen Verwirrung, die des Krieges müde waren, wenige Menschen, die keinen Ehrgeiz und keine Rachgier hegten, sondern nur die höchsten Güter, die der Schöpfer allen vernünftigen Wesen zu Theil werden lassen will, genießen wollten. Wo hätten sie die Ruhe, die sie suchten, besser finden können, als in diesem heimlichen Friedensorte? Niemand kennt ihn und die nackten Felsen verrathen die Spur nicht, wenn selten mit schüchternem Tritte ein Bewohner dieses Thales in die Ebenen hinabgehet, um unentbehrliche Bedürfnisse für die Einsamen dort zu holen. Hier in diesem fruchtbaren stillen Thälchen lebt Jallo noch jetzt als ehrwürdiger Greis, umgeben von seinen Kindern, Enkeln

und Urenkeln. Die Freiheit beglückt ihn und die Seinen und unter ihrem segensvollen Fittig haben sie alle Leiden und Schreckniſſe einer dunkeln Vergangenheit längſt vergeſſen.

Die merkwürdigen Schickſale dieſer guten Menſchen gleichen im Allgemeinen denen ihrer unzähligen Landesgenoſſen, welche durch die Barbarei habſüchtiger Europäer ihrem heimathlichen Boden entriſſen und in weit entfernte Länder jenſeit des Meers geführt wurden. Die meiſten ſind jedoch ſtumpfſinnig und fühlen das Weh, ohne daß es in ihrem Geiſte unverwiſchliche Eindrücke hinterließe. Jallo und ſeine Söhne zeichneten ſich in dieſer Hinſicht aus. Sie vergaßen ihre Schickſale nicht, aber den Haß gegen die Weißen verwiſchten ſie aus ihrem Gedächtniß. Arme Wanderer, welche ſich im Gebirge verirren, oder die der Zufall nach der fernen Schlucht führte, woſelbſt ſie friedlich wohnen, wurden immer mit Gaſtfreundſchaft von ihnen empfangen. Gelehrte, welche die Gebirge durchſtreifen, um dort Schätze für die Wiſſenſchaft zu erbeuten, rühmen das patriarchaliſche Glück der kleinen Colonie, welche Jallo hier angelegt hat und durch eine ſolche Vermittlung ſind wir in Stand geſetzt worden, unſere lieben Leſer mit den Schickſalen Jallos und der Seinigen bekannt zu machen.

Ende.